

DISHWASHER

Magazin von und für
Arbeiter*innen|kinder



Andreas Kemper

Die Entstehung
des Dishwashers



Bilke Schribbe

Der Pennymarkt
in mir

Francis Seeck

Recht auf
Trauer?!

INHALT

Herausgeber:	<i>Referat für finanziell und kulturell benachteiligte Studierende AStA Uni Münster Schlossplatz 1, 48149 Münster 02518322286</i>
v.i.S.d.P.:	<i>Minoas Andriotis</i>
Redaktion:	<i>Jan Erik Brühl, Minoas Andriotis</i>
Layout:	<i>Janka Bösch</i>

Hast du auch was zu erzählen?

Dann schick uns was! Egal ob Text oder Bild.

*Erfahrungsberichte, Rezensionen, wissenschaftliche Artikel, Geschichten
Fotos, Zeichnungen, Karikaturen.*

*Auf unserer Website findest du Infos über das Thema der nächsten Ausgabe
und ein paar Tipps, wie du interessant schreiben kannst.*

Den Dishwasher gibt es auch im Internet unter: www.dishwasher-magazin.de

06

**Warum wir uns
nach 10 Jahren
zurückmelden?**

*Über die Bedeutung des Dishwashers und der
Beiträge.
Vom fikuS-Referat Münster*

08

**Zur Entstehung
des Dishwashers**

Über die Entstehung und den Entwicklungsprozess des Dishwashers.

Wo war die dritte Ausgabe?!

Von Andreas Kemper.

12

**Der Pennymarkt
in mir**

Warum sich die Kultur an Universitäten ändern muss und über das Gefühl, besonders gebildet wirken zu müssen.

Von Bilke Schnibbe.

14

**Anekdote einer
befremdlichen
Erfahrung**

Über die Realitätsferne bestimmter Gruppen an Hochschulen und die Ausgrenzung von Arbeiter*innenkindern.

Von Jan Erik Brühl.

18

**Gast-
Arbeiterkind**

Über den Zusammenhang von Bildungschancen und der Schere zwischen arm und reich.

Von Neslihan Y..

20

**Graduieren und
Gradwandern**

Über die Begleiterscheinungen des Studiums in Bezug auf Familie und Leben.

Von Saskia Scheer.

22

**Familiäre
Hierarchien**

Über die Konflikte in einer Familie und Entfremdung durch Wissens-Hierarchien.
Von Alexandra Zapf.

26

**Das Vorbild
meiner Jugend**

Über das Fehlen von Vorbildern und Orientierung im Leben.
Von Hief.

30

Class matters

Über das Verhältnis der Autorin zu ihrer Familie, Klassismus, die Arbeiter*innenklasse und allein-erziehende Mutterschaft.
Von Nuriltl.

34

Brave New World

Über die Herausforderungen in einem neuen Lebensabschnitt, dem Studium.
Von Judith Erl.

36

**„Es heißt
Konklusion
und nicht
Zusammenfassung“**

Über Klassismus in der Sprache und Kommunikation.
Von Julius.

38

**Prof. Dr.
Istinktion**

Über eine Form ausschließender professoraler
Selbstinszenierung.
Von Blome.

40

**Diskriminierungs-
hierarchische
Antidiskriminie-
rungspraxis in der
studentischen
Selbstverwaltung?**

Über Erfahrungen mit der Einrichtung von Plena
aus Minderheitsgruppen.

44

**SoFiKuS
Marburg**

Über das SoFiKuS Marburg: Arbeit und Aufruf.

46

**Recht auf
Trauer?!**

Über ordnungsbehördliche Bestattungen von
Menschen, die in Armut sterben.
Von Francis Seeck.

50

**Proleten, Pöbel,
Parasiten**

Über die Diskriminierung von Menschen aus der
Unterschicht. Eine Buchrezension.
Von Minoas Andriotis.

WARUM WIR UNS NACH 10 JAHREN ZURÜCKMELDEN?

*Weil es was zu sagen gibt! Vom **fikus-Referat Münster**.*

So etwas gibt es noch nicht – zumindest nicht aus Deutschland. Wir versammeln hier Erfahrungen von jungen Menschen aus der Arbeiter*innenklasse. Sie erzählen aus ihrem Leben, von ihrer Kultur und von Konflikten im Bildungssystem und in der politischen Arbeit.

Dies ist die erste Sammlung solcher Erfahrungsberichte aus Deutschland (soweit wir wissen). 2009 hat Gabriel Kuhn extra ein Heftchen aus dem Schwedischen übersetzt. Das Heftchen heißt Mit geballter Faust in der Tasche – Klassenkonflikte in der schwedischen Linken. Darin geht es um unterschiedliche Lebensweisen, unterschiedliche Blickwinkel auf die Welt. Es geht um Konflikte, die entstehen, wenn verschiedene Welten aufeinandertreffen. Wenn man die Texte liest, spürt man: da musste was raus. Die jungen Schwed*innen schreiben sehr emotional über ihre Erfahrungen. Auch in Deutschland muss was raus. Das zeigen die Texte in diesem Magazin. Deshalb war es eine richtige Entscheidung, den Dishwasher wiederzubeleben nach 10 Jahren.

Es tut gut zu lesen, dass auch andere Menschen ähnliche Probleme haben. Das zeigt uns: Wir sind nicht allein. Ähnliche Geschichten anderer zu lesen, hilft uns zu verstehen, dass unser Leben nicht zufällig verläuft. Wir verstehen, dass es damit zu tun hat, wie Menschen zusammenleben. Es hat zu tun

mit Faktoren wie Klassen, ethnischer Herkunft und Geschlecht.

Wenn wir verstehen, was unser Leben wie beeinflusst, dann gewinnen wir ein Stück Orientierung und Kontrolle zurück. Wir sehen, dass die Welt nicht bleiben muss, wie sie ist. Wir können sie ändern – im Privaten und im Politischen.

Die grundlegenden politischen Probleme können wir allerdings nur lösen, indem wir uns zusammenschließen. Dabei reicht es nicht, wenn nur eine Minderheit von politisch Interessierten aktiv ist – es muss eine Massenbewegung sein. Momentan aber sind manche Bevölkerungsgruppen wenig in politischen Gruppen zu finden: Menschen wie Arbeiter*innen (und deren Kinder), Nicht-Studierte, Menschen mit Migrationsgeschichte, oft auch Frauen.

Deswegen wollen wir auch Bewusstsein schaffen für alle politisch Interessierten. Wir wollen die Arbeiter*innenklasse zum Thema machen – ihre Lebensweise und ihre Kultur. Wenn wir einander besser verstehen, können wir besser zusammenarbeiten und mehr politische Kraft aufbauen.

Die Aussagen der Texte widersprechen sich teilweise. Und das ist auch gut so. Denn auch wenn wir alle zur Arbeiter*innenklasse gehören, sind wir unterschiedlich aufgewachsen. Es gibt verschie-

dene Kulturen innerhalb der Klasse. Und es gibt natürlich familiäre Besonderheiten. Außerdem muss man beachten, dass hier Menschen schreiben, die alle studiert haben oder studieren. Menschen, die nichts mit der Uni zu tun haben, sind auch hier unterrepräsentiert. Aber wir sehen das Problem und wir wollen es lösen. Den Dishwasher wiederzubeleben ist der erste Schritt. ●

ZUR ENTSTEHUNG DES DISHWASHERS

*Ich bin gebeten worden, zur Entstehung des Dishwashers ein paar Zeilen zu schreiben. Doch ich denke, es wäre zu langweilig, hier jetzt den Entstehungsverlauf chronologisch aufzuführen. Sinnvoller erscheint mir die Beweggründe von damals zu thematisieren und die Frage, warum es solange keine reguläre dritte Ausgabe gegeben hat. Von **Andreas Kemper**.*

Der Dishwasher als Sammlungsmagazin

Das Erscheinen des Dishwashers hing direkt zusammen mit der Entstehung und Entwicklung des Arbeiter*innenkinder-Referates im Allgemeinen Studierendenausschuss (AStA) der Uni Münster. Allgemeiner Studierendenausschuss hat eine doppelte Bedeutung. Zum einen meint das „allgemein“ in „Allgemeiner Studierendenausschuss“ die Allgemeinheit der Studierendenschaft. Vor einhundert Jahren wurde in Deutschland die Studierendenschaft von elitären Burschenschaften vertreten. Mit der Demokratisierung Deutschlands wurde schließlich auch der adlige Vorherrschaftsanspruch in der Studierendenschaft beendet und die Allgemeinheit der Studierendenschaft vertrat sich mittels allgemeiner Wahlen selber. Die Entstehung der ASten ist also quasi das Resultat eines erfolgreichen Klassenkampfes bürgerlicher Milieus gegen den Vorherrschaftsanspruch elitär-adeliger Milieus. Es war sicher ein Fortschritt, dass die Allgemeinheit über ihre Angelegenheiten selber bestimmte, doch blieben Minderheiten in der Studierendenschaft (z.B. ausländische, weibliche, queere, behinderte, proletarische Studierende) dominiert von den männlichen und weißen Studierenden aus der sogenannten Mittelschicht. Dies änderte sich erst in der Bundesrepublik im Zuge der 68er-Bewegung und einer neuen Politikform der Autonomen Frauenbewegung: Es entstanden „autonome Referate“, die gegen die Dominanz eigene Vollversammlungen für diskriminierte Gruppen einrichteten.

Merkwürdigerweise fehlte aber in der Reihe dieser autonomen Referate die politische Selbstorganisation aufgrund von Klassismus. Erst ab Anfang 2000 wurde in Münster das in Deutschland bislang noch immer einzige Referat für studierende Arbeiter*innenkinder eingerichtet. In Münster ist das Referat zwar fest etabliert, doch wir merken sehr früh, dass die Arbeit der gewählten Referent*innen zu willkürlich ist, wenn es keine kontinuierlichen Diskussionsprozesse gibt. Um die Interessen von Arbeiter*innenkindern im Bildungssystem politisch vertreten zu können, muss der Diskussionsprozess objektiviert werden. Das heißt, es braucht die Grundlage für eine politische und emanzipatorische Erkenntnisproduktion, die nicht nur von der Wahrnehmungs- und Interessenlage von ein oder zwei während einer Vollversammlung gewählten Referent*innen abhängig ist. Wenn es überhaupt zu einer politischen Arbeit gegen die Diskriminierung von Arbeiter*innenkindern kam – was in den Jahren leider nicht immer der Fall war –, wurde mit den jährlich neu gewählten Referent*innen die Arbeit der Vorgänger*innen nur selten fortgeführt. Es bräuhete daher weitere Referate für studierende Arbeiter*innenkinder, die einen gemeinsamen Diskussionsprozess entwickeln könnten.

Dies war der Grund für die Entstehung des Dishwasher als Papiermagazin und als Blog. Mit dem

Sarrazin, AfD und Eribon

Dishwasher sollte ein Diskussionsprozess in Gang gesetzt werden, der von den lokalen Besonderheiten und den individuellen Befindlichkeiten in Münster abstrahiert. Zugleich war die Hoffnung, mit dem Dishwasher die Etablierung weiterer Initiativen und Referate von studierenden Arbeiter*innenkindern voranzutreiben.

Tatsächlich zeigte sich nach der ersten Ausgabe vom Dishwasher (ein Din-A-5 Heftchen) zum Thema „Eltern“, dass dieses sehr schnell vergriffen war. Das Interesse war vorhanden. Auch die zweite, professioneller gestaltete Ausgabe („race, class, gender ...“) war schnell vergriffen.

Zu einer regulären dritten Ausgabe kam es nicht. Ich war nicht mehr im AStA tätig und hatte nur noch im September 2010 eine Sondernummer mit drei Artikeln zum am 30. August 2010 von Thilo Sarrazin herausgegebenen Machwerk „Deutschland schafft sich ab“ online publiziert (<http://dishwasher.blogspot.de/images/Sarrazin2.pdf>). Der Dishwasher-Blog hatte bereits vor diesem Buch Sarrazins Klassismus in mehreren Beiträgen kritisiert. Daher konnte der Dishwasher schneller als andere auf das Buch reagieren.

Mein Beitrag im Dishwasher zu Sarrazin befasste sich mit Sarrazins Unterstützernetzwerken. Meine Recherchen zu diesen Netzwerken waren zeitintensiv. Die Zeit fehlte mir, um von Außen die Herausgabe einer dritten Dishwasher-Ausgabe („Leben und Überleben an der Hochschule“) voranzutreiben – zudem hatte der AStA ohne Vorwarnung sämtliche Dishwasher-Dateien gelöscht, als ich nicht mehr im AStA arbeitete. Die dritte Ausgabe ist daher nie realisiert worden. >>

Zu meiner Entschuldigung kann ich anführen, dass es wichtig gewesen ist, der Spur zu folgen, auf die mich 2010/2011 die Recherche der Sarrazin-Unterstützungsnetzwerke gebracht hatte. Die Recherche-Ergebnisse verdichteten sich zur Arbeitshypothese, dass sich auf breiter Ebene Strukturen für eine neue Partei anbahnten. Ich nahm im Spätsommer 2012 Kontakt zu einem Verlag auf mit der Hypothese, dass nun die Sarrazin-Partei entstehen würde, entwickelte aus meinen Recherchen ein Manuskript und gab schließlich im Juli 2013 mit großem zeitlichen Abstand das erste Buch zur gerade neu gegründeten Partei „Alternative für Deutschland“ heraus („Rechte Euro-Rebellion: Alternative für Deutschland und Zivile Koalition“). Seither konnte ich als „der“ AfD-Experte nur wenig Zeit für die Weiterentwicklung des Dishwasher aufbringen.

Allerdings zeigte sich am Verkaufserfolg von Didier Eribons Bildungskritik „Rückkehr nach Reims“, in der er der Frage nachging, warum seine Eltern, Arbeiter*innen, ehemalige Kommunist*innen, heute den „Front National“ wählen, dass Interesse am Klassismus, insbesondere an der Bildungsbenachteiligung von Arbeiter*innenkindern, besteht – wenn auch indirekt durch den Erfolg der Rechten. Mit dem „Solidarischen Patriotismus“ des faschistischen Flügels um Björn Höcke versucht nun auch die AfD, Arbeiter*innen auf ihre Seite zu ziehen. Ihr

Manko: Sie können die „Soziale Frage“ nicht auf der Bildungsebene stellen, da ihnen ein nationalistischer Ständestaat vorschwebt („Jedem das seine“). Höcke hatte sich während eines Vortrags zehn Minuten lang zu mir, meinen Eltern und dem Begriff „Klassismus“ ausgelassen zur Erheiterung seiner faschistischen Zuhörerschaft. Soziale Selektion gehört zu den Grundprinzipien des Faschismus. Daher forderte die Alliierte Kontrollkommission Ende der 1940er Jahre nach der Befreiung vom Nationalsozialismus ein Schulsystem ohne soziale Selektion, eine Schule für alle bis zur Oberstufe, was leider in der BRD verworfen wurde – zum Teil auf Grundlage von NS-„Wissenschaftlern“ (Karl Valentin Müller).

Anders gesagt: Seit Sarrazin und erst recht seit Entstehung der AfD gibt es einen weiteren wichtigen Grund zur Etablierung einer politischen Bewegung von studierenden Arbeiter*innenkindern: Antifaschismus.

Dishwasher – wie weiter?

Eribons Buch, bzw. die Tatsache, dass vor allem in marginalisierten Regionen ohne Hoffnung die AfD überproportional stark gewählt wird, lässt den Widerstand bürgerlicher Kräfte gegen die Etablierung emanzipatorischer Selbstorganisationen von Arbeiter*innenkindern erodieren. Dass Arbeiter*innen sich bislang nicht politisch selbstorganisieren konnten, hatte wenig mit ihren Interessen und Kompetenzen zu tun. Münster zeigt, dass es mehr als zehn Jahre brauchte, um das Referat vom Studierendenparlament anerkennen zu lassen bei durchgehend „linken“ Mehrheiten. Als das Studierendenparlament schließlich das Referat in der Satzung anerkannte, kassierte das Referat die entsprechende Satzung. Weitere Kämpfe stimmten schließlich auch das Rektorat um. Heute haben wir eine andere Ausgangslage. Bei allem Klassismus und bei aller Diskriminierung von Arbeiter*innenkindern im Bildungssystem können wir anerkennen, dass die Prügelstrafe abgeschafft ist. Autoritäre Charaktere finden sich vor allem aufgrund von Bildungsreformen in unserer Gesellschaft sehr viel seltener als noch in der Weimarer Republik. Faschismus braucht Faschist*innen, um funktionieren zu können. Und um Faschist*innen zu produzieren, braucht es ein autoritäres Bildungssystem.

Viele Akademiker*innen und ihre studierenden Kinder zögern heute in der vehementen Verteidigung

eines klassistischen Bildungssystems, weil ihnen die Entwicklung der AfD unheimlich ist. Sie sind klassistisch, aber sie sind nicht faschistisch. Und wir müssen ihnen klar machen, dass Antifaschismus nicht ohne Antiklassismus geht. Wenn wir schon nicht klar machen können, dass man von Kapitalismus sprechen muss, wenn man von Faschismus sprechen will. Dann können wir anhand der Wähler*innenpotentials der AfD zumindest klar machen, dass man von Klassismus sprechen muss, wenn man von Faschismus sprechen will. Wir müssen klar machen, dass das selektive Freund-Feind- / Wir-Die-Denken der AfD-Faschist*innen seine strukturelle Grundlage im sozial selektiven Schulsystem hat, welches schon Grundschüler*innen beibringt, dass es angeblich unterschiedliche Qualitäten von Menschen gäbe.

Wir haben damals einen Verein zur Herausgabe des Dishwashers gegründet. Aktuell wird der Dishwasher weiterhin vom Referat in Münster herausgegeben. Sollten sich weitere politische Selbstorganisationen von studierenden Arbeiter*innenkindern gründen, wäre es sinnvoll, den Verein als Herausgeber zu reaktivieren. ●

Andreas Kemper ist fikuS-Gründer, Soziologe und AfD-Experte.

DER PENNYMARKT IN MIR

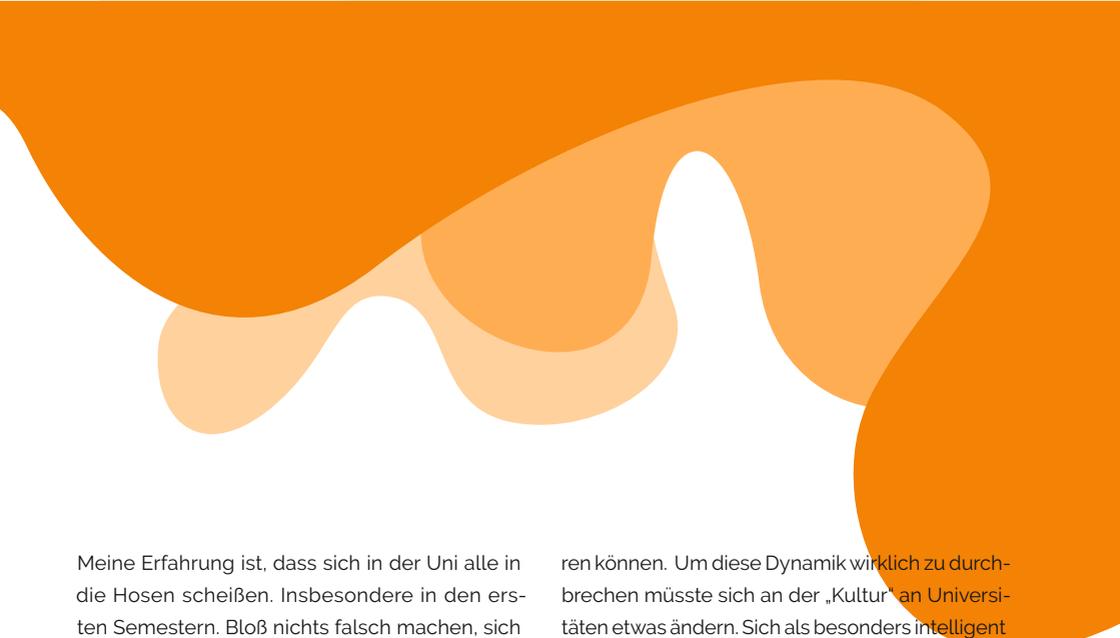
*oder wieso sich die Kultur an Universitäten ändern muss. Von **Bilke Schnibbe**.*

Bevor ich an die Universität gegangen bin, wusste ich nicht, was die Universität ist. Ehrlich gesagt, wusste ich bis zu Beginn der 12. Klasse auch nicht genau, was das Abitur ist. Meine Eltern hatten beide einen soliden Realschulabschluss und sind Bauer und Teilzeit-Sachbearbeiterin beim Landkreis. Die wussten eigentlich auch nicht genau, was die Universität ist, glaube ich. So viel haben wir uns nie darüber unterhalten. Unser Schlachter, Onkel Ferber, hat immer gesagt, mein Vater solle uns Kinder lieber nicht auf das Gymnasium lassen, weil wir dann nicht am Hof bleiben würden. Er hatte recht. Mittlerweile bin ich Psychologin und arbeite in einer Klinik in Berlin.

Ich erinnere mich noch sehr gut an einen Moment zu Beginn meines Studiums, als mich zwei linke Studien-Freundinnen zuhause besuchten. Sie standen vor meinem Kühlschrank und griffen einzelne Produkte heraus, die ich allesamt im Penny-Markt gekauft hatte und amüsierten sich. Sie lachten darüber, dass überhaupt irgendein Mensch ein Stück Gouda kauft, das eine Plastikrinde hat. Ich begriff erst Jahre später, was das Unbehagen zu bedeuten hatte, das ich in dieser und vielen anderen Situationen spürte. Ich wäre am liebsten im Boden versunken. Es hat gedauert bis ich mir klar wurde, dass ich mich nicht auslachen lassen muss für das, was ich esse, Schlagermusik und die Tatsache, dass bei meinen Eltern kei-

ne tiefschürfenden Bücher im Regal standen. Ich spürte dieses Unbehagen auch in den Gruppen, in denen ich mich hochschulpolitisch zu engagieren versuchte. Mal ging es um ein „veganes Aufstrichkollektiv“, mal um die Wichtigkeit von „Freiräumen“, dann wieder um „was Marx schon sagte“. Oder Adorno. Ich hätte es damals nicht zugegeben, aber eigentlich wusste ich bis zum Ende meines Studiums nicht ganz genau, was es mit Aufstrich, Freiräumen und Namedropping irgendwelcher Philosoph_innen auf sich hat. Meine größte Sorge war, dass irgendwer herausfindet, dass mein Vater in unserer Gemeinde stellvertretender CDU-Bürgermeister war.

Das klingt so, als wollte ich mich lustig machen. Ich gestehe, eine gewisse Situationskomik hat es mittlerweile schon für mich, wenn Anfang Zwanzigjährige flammende Reden über Linsenpaste halten. Aber es ist trotzdem nicht mein Anliegen, das lächerlich zu machen. Mir geht es darum zu hinterfragen, wie es eigentlich sein kann, dass Menschen ohne Eltern, die studiert haben, jahrelang nur Bahnhof verstehen, wenn es um linke Ideen und Projekte geht und sich nicht trauen nachzufragen. Und das während alle Leute beklagen, dass linke Themen in linken, akademischen Blasen verhallen, obwohl sie doch so sehr im Interesse der Leute wären.



Meine Erfahrung ist, dass sich in der Uni alle in die Hosen scheißen. Insbesondere in den ersten Semestern. Bloß nichts falsch machen, sich bloß nicht blamieren und in linken Gruppen bloß nichts Falsches sagen und keine dumme Frage stellen. Die erste Politgruppe, in der ich an der Uni war, war regelmäßig damit beschäftigt in einem Keller zu sitzen und sich zwei Stunden anzuschweigen. Kein Witz. Dieses Gefühl, dass alle mehr wissen als man selbst, bezieht sich nicht nur auf Kinder aus nicht-akademischen Elternhäusern, sondern in gewissen Grad auf alle, die irgendwo zu studieren anfangen. Ich glaube aber, dass Studierende aus akademischen Elternhäusern schneller lernen, was eigentlich Phase ist in den Seminaren und in ihren Politgruppen. Ganz plump formuliert könnte man sagen, dass ich einfach keine Person kannte, die studiert hatte und mit der ich meine Unsicherheiten hätte besprechen können. Ganz im Gegenteil, in meiner Familie herrschte eher Unverständnis für das vor, was ich da tat. Auch wenn meine Eltern sich die größte Mühe gaben mich finanziell zu unterstützen, ich hätte ihnen gegenüber niemals freiwillig zugegeben, dass ich eigentlich gar nicht wusste, was ich da tue. Und Props für linkspolitisches Engagement gab es schon mal gar nicht (Stichwort stellvertretender CDU-Bürgermeister). Ich kannte also noch viel weniger eine Person, mit der ich meine Unsicherheiten mit linken Inhalten hätte diskutie-

ren können. Um diese Dynamik wirklich zu durchbrechen müsste sich an der „Kultur“ an Universitäten etwas ändern. Sich als besonders intelligent und gebildet darstellen müssen ist etwas, das ich aus meinem Herkunftskontext so nicht kenne. Und so dankbar ich für meine Bildung bin – darauf hätte ich verzichten können. Der Zwang abzuliefern in allen Bereichen und sich bloß keinen Fehler zu leisten ist ein Verhaltensmodus, der Studierende aus nicht-akademischen Kontexten benachteiligt. Auch in linken Zusammenhängen kommt dies zum Tragen, wenn es zum Beispiel darum geht, dass intellektuelle Auseinandersetzung als die Königsdisziplin linker Arbeit gilt. Oder wenn es nur darum geht, dass Leute, die bei Penny einkaufen lächerlich und/oder ignorant sind. Mir geht es auch hier nicht darum zu sagen, dass Theoriearbeit ein Witz und Penny ein guter Laden sei, ganz und gar nicht. Aber ohne selbstherrliche, sozialchauvinistische Einstellungen abzulegen, wird es schwierig werden, über die eigene Blase hinauszukommen und gute linke Ideen und Einstellungen unter andere Menschen zu bringen, als die, die das eh schon so sehen. ●

Bilke Schnibbe ist Proletin, Psychologin und Autorin für unter anderem „FICKO-Magazin für gute Sachen. und gegen schlechte“ und ihren eigenen Blog (bilkdrei.wordpress.com/).

ANEKDOTE EINER BEFREMDLICHEN ERFAHRUNG

*Mein erstes – und letztes – Mal in einem Marx Lesekreis. Von **Jan Erik Brühl**.*

Ich war zusammen mit einem Kommilitonen in einer Lerngruppe. Auf den ersten Blick war er umgänglicher, wir verstanden uns gut. Konnten über Studium, über Musik und vielerlei Alltagsdinge reden. Wenn es uns allerdings in die Ecke der gesellschaftlichen Themen wie Ungleichheit und Wirtschaft verschlug, stellte sich bei ihm eine Veränderung ein. Seine Argumentationen wurden rhetorisch immer komplexer, sein ganzer Sprachgebrauch schien sich von einem aufs andere zu verändern.

Ich war noch neu an der Uni und suchte Anschluss, also ließ ich mich drauf ein und versuchte dagegen zu halten oder ließ mich überzeugen. Ich dachte nur so: „Ok, wie kommt er jetzt von da nach da und wie hat er den rhetorischen Bogen geschlagen?“ Egal, theoretisch abstrakte Gespräche über das Für und Wider von verschiedenen Ansichten und Theorien ... yeah, das ist Uni. Ich bin angekommen.

Dann, eines Tages ging ich mit zu einem Treffen seiner Gruppe. Die ganze Uni-Welt machte auf mich den Eindruck, dass alle irgendwo unabhängig vom Stundenplan noch Mitglied in irgendeiner Gruppe seien ... also wollte ich das auch und gab dem Ganzen eine Chance. Auch wenn der Inhalt unserer Gespräch mir irgendwie am Anfang immer einleuchtend vorkam, aber mich am Schluss

immer mit einem dumpfen Gefühl der Ratlosigkeit zurückließ.

Du bist nicht willkommen

Gesagt getan. Für den Abend war ein Marx-Leserkreis angesetzt. Er fand in einem kleinen beengten Büroraum außerhalb der Uni statt. Der Raum gehörte zu einem Verein, von dem ich noch nie gehört hatte. Die Gruppe machte auch Werbung dafür und verkündete man könne jederzeit einsteigen. Ich nur so „Marx? Ok, kann ja nicht schaden.“ Zuerst fiel mir auf, alle hatten dieselbe Ausgabe; zusätzliche Exemplare für Neueinsteiger gab es nicht. Auch eine Vorstellungsrunde gab es nicht. Alle kannten sich. Ich hingegen holte mein Tablet heraus und versuchte in einer digitalisierten und freizugänglichen Ausgabe mitzukommen. Für das Tablet erntete ich gleich erstmal böse Blicke. Aber egal es ging ja nicht um mich sondern um Marx.

Zuerst stellte derjenige der anscheinend diesen Lesekreis organisierte, beworb und sogar Geld, aus irgendwelchenördertöpfen, dafür bekam, den heutigen Teil Abschnitt vor, um den es ging. Er sah nicht sonderlich anders aus als alle anderen und machte auch keinen professionelleren Eindruck. Er hätte ebenso auch einfach ein Teilnehmer sein können. Das störte mich aber nicht weiter. Danach wechselten sich Phasen intensiven Lesens und Austausches über das Gelesene ab. Ich merkte, die anderen schienen regelrecht in die Argumentation einzutauchen und diese wiedergeben zu wollen. Alle schienen schon

so weit fortgeschritten, dass sie nach dem Sinn und der Relevanz des Textes nicht mehr zu fragen brauchten. Sie konzentrierten sich nur noch auf die Argumentation. Es sah irgendwie wie Training aus. Es fiel ihnen immer einfacher die Argumentation zu übernehmen zu wiederholen und in neue Kontexte einzubinden. Manchmal fielen die Argumentationen auch irgendwie anders aus als im Text, und man blieb bei gewissen Argumentationsmustern, selbst wenn ein paar Seiten später im Buch eine andere Haltung zum Vorschein kam oder sich gewisse Widersprüche andeuteten. Egal der Bluff muss sitzen. Man hatte sich nun mal auf das Argument geeinigt. ➔

Wenn man länger drüber nachdenkt

Insgesamt war es ein ziemlich befremdlicher Abend für mich. Es schien von vorne herein nicht um die persönliche Lernerfahrung im Umgang mit einem Buch bzw. einer theoretischen Haltung oder gar der Entstehung des Buches und der Theorie im geschichtlichen Kontext zu gehen sondern darum, einen dogmatischen Konsens in der Gruppe zu finden und zu üben wie man diesen verteidigt.

Die Argumente schlugen irgendwie immer in die selbe Kerbe. Es ging darum in „die“ und „wir“ zu trennen. In „Schwarz“ und „Weiß“, in „Ja“ und „Nein“, „Besitzer“ und „Verlierer“. Mich sprach das so gar nicht an, die Welt ist vielschichtiger und komplexer als das.

Noch misstrauischer machte mich, dass man stets auf einer abstrakten Ebene verblieb und gar nicht genau sagte, wer „die“ und wer „wir“ oder wer die „Besitzer“ und wer die „Verlierer“ waren. Es ging noch weiter. Auf die diffusen Kategorien von „die“ und „wir“ folgten dann alltagssprachlich gestaltete Phrasen und rhetorische Kniffe, und es gipfelte stets in einer – so scheint es – rationalen Schuldzuweisung.

„Wir“ wissen ja alle, dass „die“ das aus reiner Profitgier tun. So oder so ähnlich leitete man ein, dann kam ein Schwall an theoretisch, analytisch und

wissenschaftlich klingenden Erläuterungen. Das Schlimme an dem Ganzen war, zuerst hörte es sich immer ganz vernünftig an. Man wurde rhetorisch eingelullt und merkte das gar nicht.

All diese Gedanken kamen mir natürlich nicht währenddessen sondern erst etwas zeitversetzt. Ich ging nie wieder zu einem Lesekreis dieser Gruppe und alle anderen Aktivitäten dieser Gruppe sagten mir auch nicht sonderlich zu ... so brach dann auch der Kontakt zu meinem Kommilitonen ab. Man sieht sich hin und wieder noch im Uni-Alltag, grüßt evtl. noch nett oder versucht Smalltalk zu machen. Aber gesellschaftsrelevante Themen kamen nie wieder zu Sprache. Man weiß nun, dass man sich gegenseitig als befremdlich wahrnimmt.

Was bleibt

Mit der Zeit habe ich erfahren, dass diese krude Denkweise weit verbreitet ist – also das unhinterfragte Argumentieren mit unter linken populären Dogmen. Wenn ich heute auf einen Vortrag oder eine Infoveranstaltung gehe und genau das vorfinde, denke ich immer zuerst an meinen Kommilitonen mit dem befremdlichen Lesekreis. Meistens fällt dann auch noch eine Reihe von Schlüsselwörtern oder Phrasen wie z.B.: Die lohnabhängig Beschäftigten müssen XY „ehrlich mal. Ich habe bereits lange Zeit gearbeitet, bevor ich ins Studium ging und ich würd mich niemals als „(lohn)abhängig“ bezeichnen. Jedenfalls ist das dann der Moment, in dem ich einfach gehe.

Jan Erik Brühl ist Aktiver in der fikUS-Basisgruppe und ehemaliger fikUS-Referent.

Als Arbeiterkind an der Uni merke ich leider immer wieder wie befremdlich und teils auch wie realitätsfern gewisse Szenen und Kreise an der Uni sind und wie sehr sie dazu beitragen, dass Arbeiterkinder ausgegrenzt werden. Daher finde ich es wichtig sich immer wieder die Fakten ins Gedächtnis zu rufen. Wenn nur so wenige Arbeiterkinder an der Uni sind, wie die gängigen empirischen Studien belegen, dann ist es nicht verwunderlich, wenn das, was wir dort vorfinden uns in der Regel befremdlich vorkommt bzw. so überhaupt nicht anspricht. Heißt im Umkehrschluss aber auch, dass wir uns unsere eigene Sicht und unsere eigene Szene schaffen müssen, um uns an der Uni dauerhaft gut aufgehoben zu fühlen. ●

GAST- ARBEITERKIND

Von **Neslihan Y.**

Ich bin die dritte Tochter von vier. In eine Arbeiterfamilie geboren war ich es gewöhnt, aber nahm es nur freudlos hin, dass ich die Kleidung meiner älteren Schwestern auftrug. Mein Vater brachte damals nicht so viel ein, trotz seiner Handwerkslehre, und meine Mutter hatte mehrere Putzanstellungen, um uns über die Runden zu bringen. Einfach war das nie für meine Eltern. Viel schufte, um zu leben. Aber so hart und so nah am Limit? Darüber dachte ich vor allem nach, während ich eine längere Zeit im Heim aufwuchs. Von außen betrachtet war vielleicht ich das ärmste Kind in meiner Klasse, aber ich glaubte, dass nicht mein Zuhause über meine Zukunftschancen entscheiden sollte. Denn immerhin bekam ich von meinen Ziehmüttern und -vätern viel Unterstützung hinsichtlich meiner persönlichen Entwicklung und meiner Schulbildung. Dank dieser verlief meine schulische Karriere im Rahmen des besseren Durchschnitts. Dass ich das Abitur machen konnte, sah also allgemein gut aus. Es ambitionierte mich dran zu bleiben und mein Bestes zu geben, um hoffentlich nach der Schule ein Studium beginnen zu können. Ja, ich wollte unbedingt an die Uni. Vieles konnte ich mir nämlich vorstellen: Fotografie (war das nicht mal ein Ausbildungsberuf?), Germanistik, Literatur, Psychologie, Stadtplanung, ..., meine Neugier war groß. Hauptsache etwas lernen, womit ich a. einen sozialen Aufstieg zu erreichen wünschte, und b., womit ich etwas arbeiten

könnte, was mir Spaß bereite, was meinen Interessen entspräche und womit ich mich irgendwie zu identifizieren wüsste.

Die Hoffnung auf ein Studium wurde mir für einige Wochen von der Landespolitik genommen. Ich erinnere mich gut daran, denn ich war 15 Jahre alt und es waren noch wenige Monate Zeit, bevor ich in die Oberstufe wechseln sollte. Dieser eine Tag war ein unbedeutender Wochentag gewesen, bis ich im Radio von den geplanten Studiengebühren in NRW erfuhr. Mir war als würde die eine, auch meinem Leben zugewiesene Seite der großen Schere plötzlich noch weiter nach unten klaffen. Wer sollte das bezahlen? Wie sollte ich jetzt meine Ziele erreichen? Wenn die Universitäten, Land für Land, zusätzlich der Semestergebühren nun auch noch mehrere hundert Euro pro Halbjahr für einen Studienplatz verlangen durften und diese dementsprechend erst einmal den reichen Kindern vorbehalten würden, hätte ich überhaupt noch irgendeine Chance? Mich frustrierte die Aussicht ungemein. Zwangsweise dachte ich darüber nach, ob mir nicht auch ein Ausbildungsberuf genügen könnte. Eher nicht, denn jeder Überlegung folgte, dass a. oder b. auf jeden Fall einander ausschließen würden. War ich ein „naives Mädchen“? Nur weil ich lieber in einer Gesellschaft leben wollte, in der ich nicht nur solche Optionen für mein Leben wähle, die mir als Aus-

wahl zu Verfügung gestellt werden, solange ich doch bitte das nötige Kleingeld dafür zahle. Sondern weil ich uns eine wünsche, in der ich wähle, was ich will, unabhängig der beruflichen oder finanziellen Lage meiner Eltern? Nein. Ich wollte jetzt erst recht nicht aufgeben. Aus der anfänglichen Frustration wurde Wut und darüber hinaus entwickelte sich noch rechtzeitig – entschuldigt den schlechten Reim – der Mut. Nein, es folgt kein Happy End im klassischen Sinne. Nach einigen größeren und kleineren Steinen habe ich mit 27 Jahren mein Abitur auf dem zweiten Bildungsweg nachgeholt. Ich bin sogar noch in den mittleren Durchschnitt gerutscht, wow! Und nun?

Nun, am Dienstagabend um 23 Uhr, sitze ich in Berlins größter Bibliothek und arbeite an meiner ersten Hausarbeit, die natürlich schon bald Abgabetermin hat. Um mich herum viele andere Menschen jeder Klasse, alle fleißig, manche auch unter leichtem Druck. Was ich denn studiere? Also, Medizin überlasse ich denen, die es wollen – ich studiere Europäische Ethnologie. Was, Sie denken ich bleibe damit bestenfalls in der Arbeiterklasse? Na, dann habe ich wenigstens Spaß dabei. ●

Neslihan lebt seit 2011 in Berlin und ist Studentin der Europäischen Ethnologie, sowie der Regionalstudien Asien, Afrika. Neben ihrem Engagement in der Kollektivbar „Eigensinn“, sowie ihrer Arbeit an poetischen Texten, widmet sie sich u. a. auch im Rahmen einer feministischen Schreibgruppe weiteren schriftstellerischen Projekten mit gesellschaftskritischem Fokus.

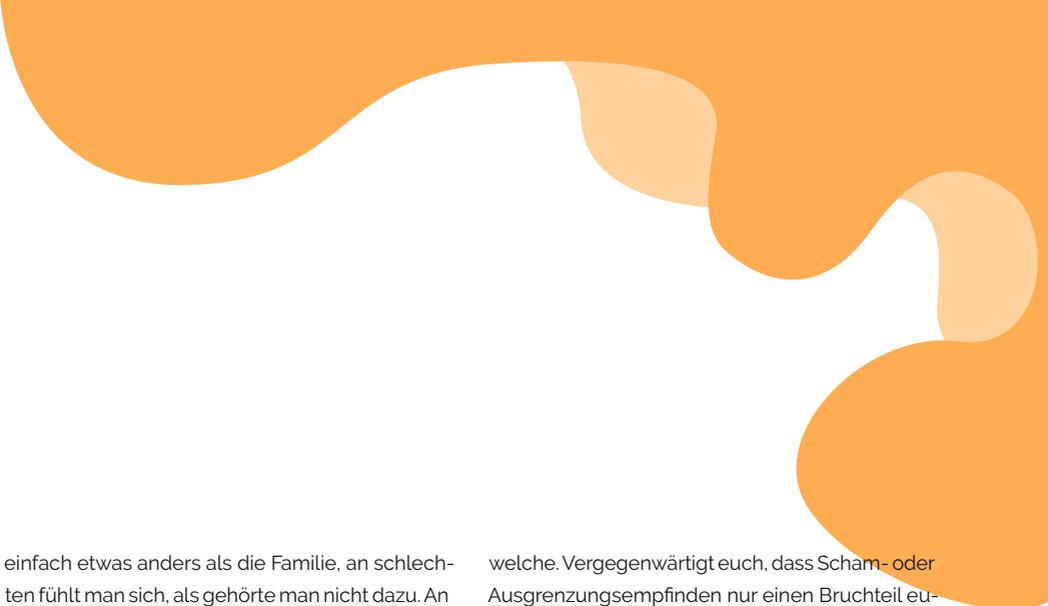
GRADUIEREN UND GRADWANDERN

Von **Saskia Scheer**.

„Zeit für Luftsprünge“ prangt auf der Alumni-Club-Postkarte, die den Abschlussdokumenten der WWU beigelegt ist. Etwas kleiner gedruckt folgt der Satz: „Hinaus in die Welt und nicht den Boden unter den Füßen verlieren!“ fliegen. wissen. leben.

Mein Referendariat beginnt im November mit 10.000 Euro BAFöG-Schulden und einem Autoan-schaffungs-Kredit, da ich einer Schule zugeteilt wurde, die mit den öffentlichen Verkehrsmitteln nicht unter 2,5 Stunden pro Strecke zu erreichen ist. Natürlich könnte ich auch die gemeinsame, kleine Wohnung, die mein Partner und ich am Rande Münsters nach ewiger Suche gemeinsam beziehen konnten, aufgeben und ins ländliche Randgebiet des Kreises Warendorf auswandern. Natürlich hätte ich auch von Anfang an im Sauerland bleiben, eine Ausbildung zur Arzthelferin machen und dem Schützenverein beitreten können. Dann hätte ich auch nicht ewig neben dem Studium in irgendwelchen Halbtagsjobs rumgehungen, sondern wäre wahrscheinlich schon mit einem kernigen Burschen, der in der freiwilligen Feuerwehr aktiv ist, verlobt – oder noch besser: Mutter. Zumindest nach meiner Mutter. Schließlich bin ich schon 4 Jahre älter, als sie es war, als sie mich bekommen hat. Bildungsaufstieg hin oder her. Letztlich ist es ja dann auch doch Deutsch- und Philosophie-Lehrerin geworden – mit zu viel

Furcht vor der Promotions-Finanzierungs-Frage und zu kleinem Horizont für eine Wissenschaftskarriere. Und außerdem: „Wieso will man sich Doktor nennen, wenn man kein Arzt ist?“ Na, weil man das Fach liebt und gerne mit Texten arbeitet und gerne nachdenkt und die Germanistische Mediävistik und die neuere deutsche Literaturwissenschaft mehr sind als gegenwartsfremde Selbstzweckdisziplinen. „Aha. Kommt eigentlich immer noch kein Fleisch auf deinen Teller? Da müssen wir gucken, was du dir Weihnachten isst, woh?“ Gekostet und getrunken wird in meiner Familie reflexiv. Reflexartig abgelehnt wird allerdings mein Duktus. (Sekundär-)Literatur und Veranstaltungssprech haben den nämlich zusehends unterwandert, so dass ich nicht mehr über Wörter wie „Konnotation“, „signifikant“, „reüssieren“ und „Ambiguität“ nachdenke. Die sind halt einfach da, wenn ich rede. Distinktionsmerkmal, woh? Und auch wenn man natürlich stolz ist auf die zukünftige „Frau Lehrerin“, so findet man die auch irgendwie irgendwas zwischen altklug und arrogant. Das hört auch nicht mehr auf. Die Angst vor dem Vorwurf oder sogar dem eigenen Gedanken, was Besseres zu sein, bleibt. Sie sitzt Weihnachten mit am Esstisch und brüllt rum, wenn dumpf-populistisches Gedankengut zum Schweinebraten serviert wird. Sie hängt mit in der Leitung, wenn man desinteressiert am Telefon dem familiären Wochenbericht lauscht. An guten Tagen ist man



einfach etwas anders als die Familie, an schlechten fühlt man sich, als gehörte man nicht dazu. An den schlimmsten schämt man sich für den aufblitzenden „was Besseres“-Gedanken.

In der Uni läuft das ganz analog. Nachdem man sich durch den Anfang gekämpft hat, fühlt man sich phasenweise wirklich nach „wissen. leben.“ Dann reicht das BAföG nicht, die Nebenjobs fresen mehr Zeit, das Studium wird länger. An guten Tagen ist man einfach das Arbeiterkind, das sich stolz – mit und nach BAföG - allein finanziert, an schlechten fühlt man sich, als gehörte man nicht dazu. An den schlimmsten schämt man sich für den aufblitzenden Neid. Neid, dass man nicht einen Monat durch Thailand reisen kann, dass man nichts erben wird, dass nicht alle Angst vor Verschuldung und Altersarmut – der eigenen und der der Eltern – haben.

Posttraumatische Belastungsstörungen trägt man aber von den hässlichen Dazwischen-Gefühlen nicht davon. Man wächst daran. Ich kann das postgraduell allen Erstis, Fünftis und Zehntis versprechen. Empfehlen kann ich auch die Binsenweisheit „Reden hilft“. Lasst eure Familie an eurem Leben teilhaben - gerade weil es sich in eine andere Richtung entwickelt. Haltet Augenroller bei versehentlichem Gebrauch des Wortes „konstatieren“ aus und erlaubt euch auch mal selbst

welche. Vergegenwärtigt euch, dass Scham- oder Ausgrenzungsempfinden nur einen Bruchteil eurer Gefühlswelt ausmachen und dass weder eure Eltern noch eure Backpacking-Kommilitonen etwas für die bestehende Chancen-Ungleichheit können. Erlaubt euch System-Frust bei gleichzeitiger Wahrung von Wissensbegeisterung und Neugier. Ich wechsele ab November die Seiten im Bildungssystem – immer noch in der Hoffnung, dass wir Arbeiterkinder besonders dagegen geübt sind, kein Teil der Missverhältnis-Reproduktionsfirma zu werden. ●

FAMILIÄRE HIERARCHIEN

Von **Alexandra Zapf**.

Für meine Eltern war es immer wichtig, dass meine Schwester und ich eine gute Bildung bekommen und gute Noten haben. „...damit wir es einmal besser im Leben haben“ – ich glaube, diesen Satz habe ich etliche Male in meiner Kindheit gehört. Wir wurden beide aufs Gymnasium geschickt mit dem Gedanken, dass wir Abitur machen und anschließend studieren. Meine Eltern hatten dazu leider beide niemals die Möglichkeit. Ihre Umstände haben ein Abitur, geschweige denn Studium, leider nicht zugelassen.

Meine Schwester ging genau den Weg, den meine Eltern sich vorgestellt hatten. Sie hatte einen perfekten Abschluss, technisches Interesse, machte einen Einser-Durchschnitt im Abi, fing danach an dual zu studieren, verdiente Geld, beendet in Regelstudienzeit ihren Bachelor mit einer 1,2 und wurde im Anschluss von der Firma übernommen, um noch ihren Master in Regelstudienzeit dran zu hängen. Wieder mit einer Note von 1,2.

Ich hingegen konnte leider nicht so ganz die schulischen Leistungen erfüllen, die sich meine Eltern gewünscht hätten, „...um es später einmal besser zu haben“. Schon auf dem Gymnasium versetzungsgefährdet, das gerade so mit mittelmäßigen Noten abgeschlossen. Dank G8 hatte ich nach dem Gymnasium nicht mal einen Hauptschulabschluss und quasi gar keine andere Wahl als auf

die Oberstufe zu gehen. Nach einem Jahr auf der Oberstufe wusste niemand, ob ich jemals mein Abi schaffen werde. Die Frage stand im Raum, ob ich nicht einfach abbrechen und eine Ausbildung beginnen sollte. Aber irgendwie habe ich mich durchgebissen. Zwar wurde es mehr schlecht als recht, aber trotzdem hatte ich nun immerhin ein Abitur und somit die Möglichkeit zu studieren.

Die Entscheidung was ich denn eigentlich machen will, fiel mir unfassbar schwer. Mir war mein „Gebiet“ nicht direkt von Anfang an so klar wie meiner Schwester. Nachdem ich ein Jahr im Ausland verbracht hatte, sollte ich dann aber trotzdem mal endlich anfangen zu studieren. Leider waren meine Noten für meine „Traumstudiengänge“ einfach viel zu schlecht. Und aus dem Grund begann ich einfach erstmal mit einem Lehramtsstudium. Obwohl ich eigentlich von Anfang an wusste, dass ich das auf keinen Fall machen will. Schließlich hatte ich selbst viel zu schlechte Erfahrungen in meiner Schulzeit gesammelt, um mich selbst in dieses Feld begeben zu wollen.

Nach einem Semester entschied ich mich also um und wechselte nochmal den Studiengang. Diesmal zu Erziehungs- und Bildungswissenschaften. Und baam, endlich war ich da gelandet, wo ich mich wirklich wohl fühlte.



Ich lernte nach und nach immer mehr Menschen kennen, die ähnliche Einstellungen hatten wie ich, ähnlich dachten, ähnlich fühlten und die das schon ihr ganzes Leben ausleben konnten.

Meine ganze Jugend habe ich mich immer irgendwie falsch in meiner Familie gefühlt, so als wäre ich fehl am Platz. Wenn am Abendessentisch gegen irgendwelche Minderheiten gehetzt wurde, bezeichnete mich mein Vater als „Sozialtante“, weil ich immer irgendwelche Argumente suchte, um diese Menschen zu verteidigen. Ich wurde immer nur belächelt für meine Einstellungen und bekam den Satz zu hören: „Wenn du mal Erwachsen bist, dann wirst du schon noch lernen, wie das in der Welt so läuft...“. Damit war klar: Ich bin ja nur ein Kind, und Kinder haben keine Ahnung. Eltern dagegen haben die ganze Lebenserfahrung und wissen es deshalb besser.

Wie man sich sicher Denken kann, wurden die Konflikte in meiner Familie mit dem Beginn meines Studiums nur größer. Statt endlich älter und „weiser“ zu werden, fing ich noch mehr an irgendwelche gesellschaftspolitischen Theorien zu vertreten, die meinen Eltern gänzlich gegen den Strich gingen. Statt mich ihren Meinungen anzunähern, entfernte ich mich immer mehr in die komplett entgegengesetzte Richtung. Mir gab es ein Gefühl von Bestätigung! Endlich hatte ich die Ressourcen, mich gegen meine Eltern durch

zu setzen. Ich wohnte nicht mehr zuhause, also musste ich keine Angst vor einem schlechten Klima haben, wenn es mir zu viel wurde, fuhr ich einfach wieder. Außerdem hatte ich endlich das Gefühl, meine Einstellungen auch auf irgendetwas gründen zu können. Ich konnte eben nicht mehr nur das sagen, was ich dachte, sondern wusste auch dass solche Gedanken schon Menschen vor mir hatten. Menschen, die sich damit intensiv befasst hatten. Ich konnte mich auf wissenschaftliche Quellen stützen. Das gute Gefühl blieb allerdings nicht lange erhalten. Durchsetzen hin oder her. Meine Eltern und ich entfernten uns immer weiter. Und ich habe lange gebraucht, um zu verstehen wieso. Meine Eltern fühlten sich auf einmal so wie ich in meiner Kindheit.

Ich hielt meinen Eltern vor, dass ich nun mehr weiß als sie. Dass ich ja jetzt an der Uni bin und mich mit all dem Zeug auf ach so wissenschaftliche Art und Weise befasse und ihnen deswegen auf einmal die Welt erklären kann, ihnen sagen kann, was gut und was schlecht ist. Die Wissens-Hierarchie in unserer Familie hatte sich auf einmal total gewandelt. Meine Eltern waren nie damit konfrontiert, jemanden in der Familie zu haben der die der Meinung ist, sie über gesellschaftliche Probleme aufklären zu müssen. Ich habe sie in der Art und Weise, in der ich ihnen vorhielt wie falsch sie doch denken, total erniedrigt. Ich fühlte mich als



was Besseres, und das wusste ich auch zu zeigen. Ich habe mich durch all mein Wissen über meine Eltern gestellt.

Und das ist nicht der Weg, den ich gehen möchte. Denn meine Eltern können nichts dafür, dass sie nicht studiert haben. Meine Eltern hatten beide einfach nicht das Glück, die nötigen Ressourcen für ein Studium zu haben. Meine Eltern sind nicht schuld daran, dass ich es auf der Universität schwerer habe als Kommiliton*innen, die Akademiker*innen als Eltern haben. Meine Eltern sind auch nicht schuld daran, dass sie nicht verstehen können was ein Studium mit sich bringt. Und meine Eltern sind auch nicht schuld, dass sie niemals gelernt haben, die Welt kritisch zu hinterfragen. Ja, auch ich bin ein Arbeiter*innenkind. Ja, auch ich bin mit Klassismus an meiner Uni konfrontiert. Und auch ich habe Nachteile an der Uni, weil ich aus keinem Akademiker*innenhaushalt komme. Aber gleichzeitig habe ich mich selbst auch schon klassistisch verhalten. Statt meine Eltern dafür zu verurteilen, dass sie mich nicht so unterstützen, wie ich mir das wünschen würde. Dass sie mich nicht so verstehen, wie es akademische Eltern meiner Kommiliton*innen tun. Habe ich irgendwann angefangen, mich zu fragen wie es sich für meine Eltern anfühlen muss, ein Kind zu haben, das ihnen vorhält, dass sie nicht die gleichen Wissensbestände aufbauen konnten. ●

*Alexandra Zapf hat Erziehungs- und Bildungswissenschaft an der Philipps-Universität Marburg studiert und sich im Laufe ihres Studiums intensiv mit der Betrachtung von Sexualität in der Deutschen Gesellschaft auseinander gesetzt. Sie hat das zweite Arbeiter*innenkinder Referat an einer Deutschen Universität mitbegründet und ist seit Oktober 2019 offizielle Referentin für das SoFi-KuS Marburg.*



DAS VORBILD MEINER JUGEND

Von **Hief**.

Neulich saß ich mit einer Freundin auf dem Balkon bei Bier und hatte ein nettes Gespräch. Es ging um ihre Familie – speziell um einen Onkel der in ihrer Jugend ein Vorbild für sie gewesen ist. Ein Journalist, der mit seinen politischen Idealen großen Eindruck hinterlassen hat. Eine Person, die regionalen Einfluss hatte und nicht nur meine Freundin begeisterte. Es war schön ihr dabei zuzuhören, weil sie begeistert berichtet hat. Nach unserem Gespräch, musste ich selbst darüber nachdenken, ob ich eigentlich ein Vorbild in meinem persönlichem Umfeld meiner Jugend hatte, eine Person die mich kreativ fasziniert hat, bei der ich mich herausgefordert, aufgehoben und gesehen fühlen konnte. Mir ist niemand eingefallen. Wie kommt das?

Ein Vorbild, das durch seinen/ihren Bildungsweg Fleiß oder Kreativität aus mir herausholte, konnte ich damals in meiner Familie oder in Freund*innen der Familie nicht finden.

Meine Mutter hat einen Hauptschulabschluss und arbeitet seit ihrer Ausbildung in einem Friseurladen auf dem Land. Mein Vater hat die Realschule gemacht und arbeitet Schicht in der Industrie. Bevor mein älterer Bruder aufs Gymnasium ging, gab es nicht mal ein Abitur in der Familie; mein Bruder ist dennoch Schreiner geworden.

Mir wurde nicht indirekt oder direkt vorgelebt, was es bedeuten kann, länger als zehn Jahre zur Schule zu gehen. Mir ist sogar aktiv ausgedrückt worden, nach der Realschule es nochmal mit dem Abitur zu versuchen.

Die Geschwister meiner Eltern sind auch nicht länger als neun oder zehn Jahre zur Schule gegangen. Es gab damals keinen Anreiz „mehr“ zu wollen, daher hab ich mit 16 eine Ausbildung in der Industrie begonnen.

Mein Fachabi konnte ich dann später nachholen, und nach einer zweiten Ausbildung als Erster der Familie an einer Hochschule studieren.

Auf der kulturell, kreativen Ebene konnte ich auch kein Vorbild finden. Meine Generation ist die Erste gewesen in der Musikinstrumente gelernt wurden, auf eigenen Wunsch hin.

Ich kenne niemanden aus dem Umfeld meiner Jugend, der*die Kunst gemacht hat oder sie überhaupt wertschätzen konnte. Keine Person, die z.B. Theater spielte (mit meinen Eltern bin ich nach wie vor nicht im Theater gewesen) oder anderweitig kreativ tätig war. Über Künstler*innen wurde sich allgemein eher lustig gemacht. Sie seien faul und würden nicht zum Wohl der Gesellschaft beitragen. Genauso wie Beamt*innen, Lehrer*innen, Politiker*innen oder einfach eben alle, die nicht



mit der Hand arbeiten. Mir fällt auch keiner*ein, der*die ich tatsächlich gut kannte, der*die wenigstens symbolischen Einfluss in dem Dorf hatte, in dem ich aufgewachsen bin.

Meine Eltern sind nach wie vor in Vereinen engagiert, aber auch dort nur in ausführenden Positionen, nicht in entscheidenden.

An Hobbys und Freizeitgestaltung kenne ich nur einen Onkel, der mich begeistert. Er ist Hobbyalpinist und hat meinen Bruder und mich zum Klettern in die Berge mitgenommen. Dafür bin ich noch immer dankbar, da ich den Bergsport dadurch für mich entdecken konnte.

Natürlich hatte ich Lehrer*innen, die ein Studium absolviert hatten und auf mich interessant wirkten. Aber ich kann mich an keine Person erinnern, auf die ich auch in meinem „Privat“-Leben Zugang hatte, die mich in einer Ebene begeistern konnte, wie es nur Bezugspersonen können. Der Vater eines Freundes von mir ist Lehrer gewesen. Unsere Eltern sind sogar befreundet, aber durch meine Erfahrungen in der Schule ist er eine Autoritätsperson gewesen, bei der ich mich nicht getraut habe, offen zu sein.

Was hat Klassismus mit meinen Vorbildern zu tun? Zufall, dass meine besagte Freundin nicht nur den

Onkel als Vorbild hatte, sondern auch ihre Eltern, Großeltern und Freund*innen der Familie? Nein. In ihrer Familie gibt es eine lange Tradition auf eine Universität zu gehen, und damit verbunden ein Selbstverständnis, sich mit Politik und linken Theorien auseinander zu setzen und die Gesellschaft als veränderbar zu begreifen. Politik zu machen. Kunst und Kultur nicht nur verstehen zu können, sondern sie auch zu gestalten.

Der Klassenhabitus meiner Herkunft ist der der Arbeiter*innenklasse. Es hat eine konkrete Abwertung und Abgrenzung zu allem gegeben, was nicht in diese Klasse gehört. Mir wurde vorgelebt und mitgegeben, in dieser Klasse zu bleiben und nicht mehr zu wollen, wie für mich vorgesehen ist. Und das obwohl in meiner Familie kein Klassenbewusstsein existierte. „Schuster, bleib bei deinen Leisten“ – das Motto meiner Erziehung, meiner Klasse und Herkunft – seit Generationen. Es ist offensichtlich, dass ich in diesem Umfeld niemanden finden kann oder konnte, der*die mich auf einer Ebene begeistert, die Dinge aus mir hervorholt, von denen ich selbst nicht weiß und auf die ich stolz bin.

Für meine zweite Ausbildung bin ich vom Land in eine Großstadt gezogen und konnte eine andere Welt von Möglichkeiten kennenlernen. Freund*innen, die mich bereicherten und he-



rausforderten, besonders intellektuell. Durch Unterstützung von Freund*innen, die studierten, bin ich mit 25 Jahren selbst an die Hochschule gekommen. Freund*innen, die Vorbildrollen einnahmen, die ich eigentlich 10 Jahre früher gebraucht hätte.

Jetzt erst merke ich, welche unterschiedlichen Voraussetzungen an der Uni herrschen, um mit dem Stoff und der Hochschulkultur klar zu kommen. Ich spüre, dass mich aus meinem alten persönlichen Umfeld niemand verstehen kann, wenn ich über das Studium oder das Leben als Student*in spreche. Ich konnte mich in einer Hochschulgruppe organisieren und darüber austauschen, welche Erfahrungen Studierende aus der Arbeiter*innenklasse machen. Es hilft mit zu verstehen, dass ich weiß, dass die eigenen Erfahrungen keine Einzelfälle, sondern typisch für meine Herkunft sind.

Ich habe mittlerweile zwei Ausbildungen abgeschlossen, ein Jahr im Ausland gearbeitet und Erziehungs- und Bildungswissenschaften studiert. Heutzutage lebe ich in Berlin, bin politisch aktiv, versuche Herrschafts- und Machtkritik in meinen Alltag zu integrieren, genieße Kunst und Kultur, betreibe Sport, mache Musik und habe wundervolle Freundschaften, die mich und andere inspirieren. Ich selbst versuche das Vorbild zu sein,

was ich mir in meiner Kindheit und Jugend gewünscht habe.

Selbstverständlich haben mir meine Eltern und Verwandten auch Eigenschaften mitgegeben, die mich ausmachen und zu mir gehören, die ich mag und wertschätze. Es sind jedoch Gewohnheiten, die ich in der akademischen Welt kaum anwenden kann, die sogar meistens negativ beurteilt wurden.

In mich ist eine Unsicherheit um mein Selbstwertgefühl und um meine Rolle in der Gesellschaft hinein sozialisiert worden, die mich immer wieder in meinem Wirken zurück wirft. Eine Stimme die mir sagt, dass ich für so ein Leben nicht bestimmt bin und bald an allem scheitern werde. Ich kämpfe täglich dagegen an.

„Schuster, bleib bei deinen Leisten.“ Ein Satz den ich nie wieder hören will! ●

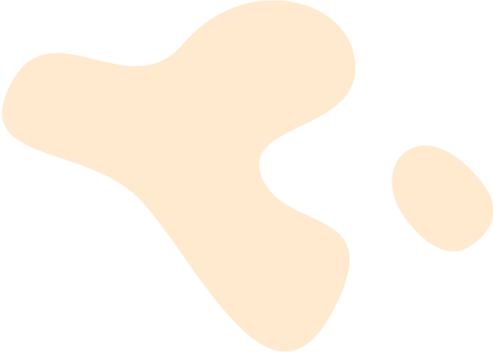


CLASS MATTERS

*Eine Kolumne zur Familie. Von **Nuriftl**.*

Ich gehöre einem Clan an. Es gibt Hunderte, Tausende, ach Millionen von uns. Denn ich bin Tochter einer Arbeitnehmerinnenfamilie. Der Duden definiert Solidarität 1) als „unbedingtes Zusammenhalten mit jdm. aufgrund gleicher Anschauungen und Ziele“ und 2) als „(besonders in der Arbeiterbewegung) auf das Zusammengehörigkeitsgefühl u. das Eintreten füreinander sich gründende Unterstützung“. Doch von der Existenz dieser Familie, die selbst laut dem Wörterbuch der deutschen Sprache solidarisch miteinander sein sollte, wurde ich zu keinem Zeitpunkt meiner Kindheit in Kenntnis gesetzt. Meine Familie pflegte kein Klassenbewusstsein. Weder meine Mutter, noch mein Vater hatten eine ausgetüftelte Beziehung zu ihrer Klassenzugehörigkeit. Trotz der Tatsache, dass das Verschweigen der eigenen Klasse in meiner Familie zeitweise den Anschein einer Mittelklassefamilie an den Tag legen sollte, kamen und kommen wir von einer Linie an gewöhnlichen Leuten. Wir sind Kinder der Arbeiter*innen, die Marx und Engels zum Klassenkampf aufgerufen haben. Hätten unsere Vorfahren nur mal alle Flora Tristan gelesen, die bereits fünf Jahre vor dem „Kommunistischen Manifest“ mit ihrem Werk für ein Bündnis von Arbeiter_innen über Zünfte und Berufszweige hinweg eintrat. Dann wäre der Klassenkampf vielleicht nicht an dem abwegigen Denken in Haupt- und Nebenwidersprüchen gescheitert.

Die Klassenzugehörigkeit meiner Familie drückte sich nicht durch revolutionären Spirit sondern vielmehr anhand von gelebter Praxis aus und sollte mir erst nach Verlassen der Beschaulichkeit meiner dörflichen Heimat als solche sichtbar gemacht werden. Als ich Kind war, hatte ich nicht den leisesten Schimmer darüber, was Klassismus ist oder was es bedeutet. Die Familienkultur und das konstante Verschweigen der eigenen Klasse löste in mir für lange Zeit Verwirrung aus. Am Busbahnhof der Kleinstadt, wo sich Schüler*innen aller drei Schulformen trafen, gab es jene aus ärmeren Familien als die meine und solche, die mehr hatten als ich. Zu meiner Mädchenclique aus Pubertätszeiten zählte eine bis heute mir eng vertraute Freundin, die stets etwas mehr zu haben schien. Ich erkannte es an der Architektur und Innenausstattung ihres Hauses, an der Auswahl an frischen Lebensmitteln und ansprechenden Markenprodukten im Kühlschrank und den regelmäßigen Urlauben in Italien. Doch trotz dieser Unterschiede waren wir alle irgendwie gleich – das Provinzielle einte uns. Erst mit Eintritt in das Universum Studium wurde mir meine Andersartigkeit deutlich markiert. Zu dieser zählten die Grammatikfehler und mein mangelhafter Umgang mit Kommata, die von Jahren mittelhessischen Dialekts herrührten. Freund_innen sollten mich in meinen Universitätszeiten geflissentlich korrigieren wenn ich mal wieder „als“ und „wie“ vertauschte.



te oder Verbkonstruktionen abseits der hochdeutschen Norm bildete. Diese Kinder von Akademiker*innen wussten nicht, dass ihr Bedürfnis nach fehlerfreier deutscher Sprache mir schmerzhaft vor Augen führte, dass ich nicht dazu bestimmt war, in diesem Umfeld zu studieren, mich aufwärts strebend neu zu kreieren. Die Tatsache, dass ich weder grammatikalisch korrektes Hochdeutsch noch den Dialekt meines Dorfes spreche, sondern beides nur verstehen kann, ist Ausdruck dieses ambivalenten Verhältnisses meiner Familie mit der eigenen sozialen Klasse.

Und wenn ich Familie schreibe, meine ich tatsächlich vor allem meine Mutter. Mein Vater verließ uns, als ich neun Jahre alt war. Aus vier wurden drei, meine Mutter war nun frei. Abgesehen davon, dass er mein biologischer Vater ist, gehört er für mich nicht zu meiner Familie. Es waren meine Großeltern mütterlicherseits, die an den Nachmittagen nach der Schule auf mich aufpassten, während meine Mutter lohnarbeitete. Ich verbrachte viel Zeit mit meinen Großeltern, sodass ich noch heute ein angenehmes Gefühl von Entspannung empfinde, wenn ich durch die braune Haustür mit dem schlichten Briefkastenschlitz schreite. Dann erinnere ich mich an den Geruch von Armen Rittern mit Apfelmus und empfinde es als die Inkarnation meines persönlichen Heimatduftes. Es war die beste Freundin meiner Mutter, die sie durch

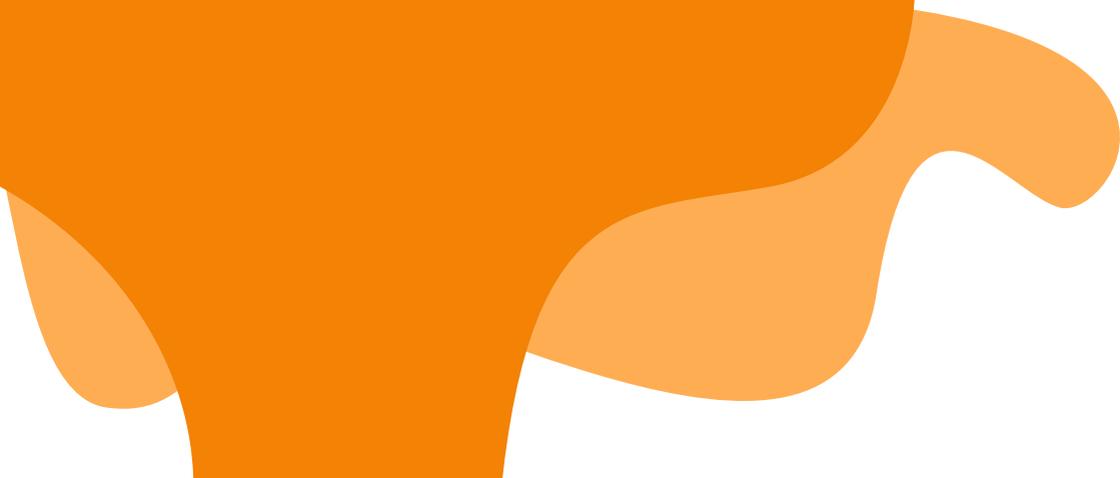
Phasen der Frustration und Einsamkeit begleitete. Es waren die Frauen aus der örtlichen Tanzgruppe des Karnevalsvereins, die mit meiner Mutter nach gelungenem Auftritt ein Glas Sekt tranken und sie die Sorgen für einen Abend vergessen ließen. Es war eine ausgesprochen schwierige Zeit in unserer Familie, von dessen Schwere ich als Jugendliche nichts mitbekam, weil es da Menschen gab, die sich um meine Mutter kümmerten, sodass sie sich um mich kümmern konnte. Als Jugendliche verbrachte ich wenig Zeit mit meiner Mutter. Meine Mutter arbeitete damals in der Patientenaufnahme eines kleinstädtischen Krankenhauses. Sie arbeitete unter anderem deshalb so viel, um mir Gutscheine in der Residenzbuchhandlung ermöglichen zu können. Da mein acht Jahre älterer Bruder bereits in einer vollkommen anderen Lebensphase schwebte als ich, gewöhnte ich mich daran, viel Zeit mit mir selbst zu verbringen. Oftmals mit Büchern. Keiner ausgewählten Literatur aber einfach Wörtern, die mich in fantasievollere Welten zogen. Noch heute, mit 26 Jahren, bin ich vollkommen aus dem Häuschen wenn Freunde und Freundinnen aus Akademiker*innenfamilien mir von ihrem Aufwachsen umgeben von Emma Goldman und George Eliot erzählen. Dann stelle ich mir ungläubig vor, was das wohl für ein Gefühl gewesen sein muss, in einem Haushalt voller Wörter und Politik aufzuwachsen und beim Frühstück den Kulturteil einer Tageszeitung zu lesen,



bis sich dann Familienmitglieder über aktuelle politische Ereignisse disputieren. In meiner romanisierten Vorstellung müssen diese Kinder glücklich gewesen sein. Zur selbstbestimmten Zeitgestaltung zählte in meinem Kosmos bereits im Grundschulalter, meine Hausaufgaben nach einer soliden Mahlzeit bei Oma pflichtbewusst und eigenständig zu erledigen, denn meine Mutter hatte sicherlich weder den Nerv noch die Kraft, nach ihren Arbeitstagen mit mir Flüsse und Gebirge Deutschlands zu lernen. Auf der weiterführenden Schule gehörte zu meiner notwendigen Selbstständigkeit Arbeiten und Papierkram mit der eines Abends einstudierten Unterschrift meiner Mutter in ihrem Namen zu unterzeichnen, da sie nach einem langen Arbeitstag und zusätzlicher Haushaltsarbeit solche Belanglosigkeiten oft vergaß. Obwohl sie einen Vollzeitjob hatte und von sieben Uhr morgens bis fünf Uhr am Nachmittag arbeitete, hatten wir nie Geld. Wenn ich an meine Mutter denke, kommt mir zuallererst die Assoziation der Fürsorge in den Kopf. Sie leistete und leistet ihr Leben lang Fürsorge für Andere – für mich, für meinen Bruder, heutzutage für unsere kleine Schwester, für unsere Großeltern, damals für die Patient*innen im Krankenhaus, für die Bezugspersonen in ihrem näheren Umfeld und durchweg für all ihre männlichen Partner. Es gab Jahre, in denen war sie nur noch die Hülle einer Person, physisch und mental ausgelaugt vom Leben. Meine Mut-

ter hatte als alleinerziehende Mutter mit den Ausschlüssen der Gesellschaft zu kämpfen, die sie zur Verliererin deklarierten. Nach der Trennung von meinem Vater beschränkten sich die Besitztümer meiner Mutter auf Folgendes: ein nicht abbezahletes unverputztes Haus auf dem Grundstück ihrer Eltern, eine ungerechtfertigt hohe Summe, die sie dafür an meinen Vater zu zahlen hatte, eine vereinbarte Geldsumme an ihre beiden Brüder, die meiner Mutter das Haus meiner Großeltern zusprechen und absurderweise meine Onkel von zukünftigen Pflegearbeiten der älteren Generation entband und eine monatlich abzuleistende Rate für ihr Auto, mit dem sie an fünf von sieben Tagen die Woche zu ihrer Lohnarbeit fuhr in der Hoffnung, all die Schulden eines Tages ableisten zu können und es dann geschafft zu haben. Eigenständig geschafft zu haben in einer Gesellschaft, in der immer noch Frauen maßgeblich für das Zerbrechen einer heteronormativen Kleinfamilie bezahlen. Also zahlte meine Mutter. Meine Mutter, die ich seit Jahren nur noch Mum nenne, ist eine absolute Heldin für mich! Sie hat mich zu einer unabhängigen Frau erzogen, mich als Kind voller Liebe in ihren Armen gewogen.

Heute sagt mir meine Mutter sie sei stolz auf mich. Und auch wenn ich ihr das glaube, ist uns beiden doch schmerzlich bewusst, dass sie nicht weiß, auf was sie stolz ist. Denn mit meinem Universitätsabschluss, mit meiner neu erworbenen Spra-



che, mit meinem Feminismus, mit mir; kann meine Mutter nichts mehr anfangen. Ich bin mir ziemlich sicher, dass ich nicht zu der Tochter geworden bin, die meine Mutter gern gesehen hätte. Ihre Klassenfantasien gaben mir stets das Gefühl, über die Maßen intelligent und erfolgreich sein zu müssen, um die Grenzen unserer Klassenzugehörigkeit überschreiten zu können. Meine Mutter war seit der Wahl meines politikwissenschaftlichen Studiums der Vorstellung unterlegen, dass ich eines Tages im Bundestag sitzen werde; dass ich es eines Tages geschafft haben werde oder vielmehr zu der Gruppe von Menschen zählen werde, die es nicht mal nötig haben, etwas schaffen zu müssen. Doch auch in meinem Alltagsleben spielt nach Erwerb eines Studienabschlusses Geld oder vielmehr das Nicht-Vorhandensein von Geld eine Rolle. Ich verstehe mich zwar als Akademikerin und Schriftstellerin mit Wurzeln aus der Arbeiterinnenschaft doch so vollends angekommen bin ich wohl nicht. Jahrelang fühlte ich mich mit meiner Identität als Kind einer Arbeiterinnenfamilie unsicher. Erfahrungen wie Reisen und Bildung ließen mich selbst eine Identität fernab von der sozialen Klasse meiner Familie konstruieren. Heutzutage fühle ich mich weder meiner Herkunftsklasse zugehörig noch in einer Mittelklasse angekommen. Entfremdung und Differenz prägen meine Suchbewegungen. Ich bin ein Dazwischen. Hin und her gerissen zwischen Stolz

auf und Verbundenheit mit der Klasse der Arbeiter*innen einerseits und eigenen Klassenfantasien von mir als belese Lektüre der akademischen Sphäre andererseits. Klassismus hat mir das Zugehörigkeitsgefühl genommen, drum ist das Verhältnis zu meiner Familie zuweilen bekommen, determiniert durch diese Distanz, zwischen uns dominiert Ignoranz anstelle von Allianz. ●

Nurilt ist Wahlberlinerin und bewegt sich gern in autonomen und kollektiv organisierten Räumen. Sie steht regelmäßig hinter dem Tresen einer Neuköllner Kollektivbar, hat Freude am Improvisieren bei den wöchentlichen Proben ihrer FLTI-Theatergruppe und schlendert oft mit feministischer Lektüre am Kanal entlang.*

BRAVE NEW WORLD

Von **Judith Erl**.

Damals, im Herbst 2016, ankam ich in einem neuen Lebensabschnitt. Ich zog nach in meinen neuen Studienort, um dort Erziehungs- und Bildungswissenschaft zu studieren und „Bildungsaufsteigerin“ zu werden. Hinter die vergangenen Ausbildungsjahre einen akademischen Abschluss setzen zu können, das war mein ausgemachtes Ziel.

Während der WG-Suche entschied ich mich für eine 15er-WG, deren Konzept und meine zukünftigen MitbewohnerInnen mich gleichermaßen neugierig machten, das ich wenig alternative Wohnformen und deren Konzepte bis dato kannte, als auch herausforderte.

Ich kam aus einem streng getaktetem Arbeitsleben, geprägt von frühen Aufstehen und Verpflichtungen. Genau kann ich mich noch an meine erste Woche erinnern. Ich, pünktlich um 7:30 wach, bereit für den Tag, weil eben so gewohnt, wartend auf meine MitbewohnerInnen, die meist erst gegen 10 oder 11 Uhr aufstanden.

Ich hatte so viel Geld in meinem letzten Berufsjahr gespart, um mich das erste Semester ohne Nebenjob und die elterliche Hilfe finanzieren zu können. Alle Strukturen an denen sich mein bisheriges Leben angelehnt hatte fielen plötzlich weg und ich musste mich neu orientieren. Wäh-

rend der ersten Semester fühlte sich alles neu, anders und aufregend an. Vor allem sich auf der Grundlage persönlicher Interessen innerhalb des Studiums weiterbilden zu können und dies nicht funktional an einen Beruf gebunden zu erleben, empfand ich in dieser Zeit als besonders neuartig und wertvoll.

Die ersten Abende (und zugegebenermaßen) auch die nächsten Monate waren geprägt von viel Unsicherheit. Jede zweite Diskussion an gemütlichen Abenden konnte ich nur schwer verfolgen, weil ich die Wörter und Fachausdrücke, die dort fielen, einfach nicht kannte. Manchmal zog ich mich mit meinem Smartphone auf die Toilette zurück und googelte die Begriffe, womit ich versuchte mir selbst die Zusammenhänge und Hintergründe von Themen zu erklären. Das Ganze tat ich nur um mitreden zu können und nicht völlig ahnungslos und stumm dabei zu sitzen. In die Runde zu fragen traute ich mich nicht.

Irgendwann hatte ich dann genug Vertrauen zu meinen MitbewohnerInnen, die FreundInnen geworden waren, aufgebaut, um ihnen von meinem Gefühl der Unzulänglichkeit diesbezüglich berichten zu können. Eine Mitbewohnerin, die schon länger an der Uni war, aber denselben ArbeiterInnen-Hintergrund hatte, konnte sich an dieses Gefühl erinnern und teilte diese Erfahrung mit mir. Nach und nach wurde mir klar, dass es sich

dabei nicht um meine persönliche Unzulänglichkeit, sondern um eine klassenspezifische Prägung und Sozialisation geht. Wir trafen uns daraufhin häufiger zum gemeinsamen Erarbeiten von Themen, um unsere vermeintlichen Wissenslücken zu füllen.

Ich kam über den zweiten und den dritten Bildungsweg an die Universität und war nie auf einem Gymnasium. Inhalte, die dort unterrichtet wurden, kannte ich nicht, weshalb ich mich auch schon zu Schulzeiten gegenüber meiner FreundInnen vom Gymnasium fremd und ja, auch benachteiligt, gefühlt hatte. Zum Beispiel sprachen sie häufig über Inhalte aus dem Deutsch oder dem Philosophie-Unterricht. Beides Fächer, die mich immer interessierten. Zugang dazu hatte ich aber, zumindest auf schulischer Ebene, nicht. In meiner Familie ging es weder um Goethe oder Kant, noch um ein Auslandsjahr nach dem Fachabitur, sondern darum möglichst schnell den Berufseinstieg zu schaffen und Geld zu verdienen. So war es für mich ebenso schwer auch einen persönlichen Zugang zu diesen Themen zu bekommen, weil sie einfach nicht Teil meiner Lebensrealität waren.

Immer wieder habe ich auch noch heute das Gefühl vieles an Wissen und auch Erfahrungen nachholen zu müssen und häufiger einfach nicht zu

meinen KommilitonInnen zu passen, die einen anderen Hintergrund haben.



„ES HEISST KONKLUSION UND NICHT ZUSAMMENFASSUNG“

*Eine kurze Auseinandersetzung mit der Rolle der Sprache im klassistischen Kontext. Von **Julius***

Die verschiedenen Sprachen der Menschheit sind in ihrer Komplexität und in ihrem Umfang einzigartig und der Kommunikation von Tieren weit voraus. Gerade Gefühle und Emotionen können in der deutschen Sprache besonders genau und vielfältig ausgedrückt werden. Wir können uns häufig aussuchen, welches Wort wir benutzen wollen; um etwas zu beschreiben oder uns mitzuteilen. Hierbei bedienen wir uns dabei sogar an Fremdwörtern. Das ist auf jeden Fall ein Vorteil für uns, bringt jedoch eine gewisse Komplexität, die nicht immer leicht zu bewältigen ist.

Diese Komplexität und Vielfalt wird gerne genutzt, um direkt und indirekt „Grenzen zu ziehen“. Das einfachste Beispiel sind hierbei Beleidigungen, die meistens unmissverständlich sind und bei denen die Ab- oder Ausgrenzung direkt betont wird. Ein Satz wie „Verpiss dich“ läßt ganz bestimmt nicht zum netten Beisammensitzen ein.

Beleidigungen sind also die offensichtlichste Form der direkten Ausgrenzung durch Sprache.

Indirekte Formen können jedoch eine stärkere Wirkung haben. Diskriminierung durch Beleidigungen, die häufig sehr plakativ und überzogen ist, kann selbstverständlich auch sehr verletzen. Allerdings lassen sich durch, zum Beispiel Umschreibungen, kompliziert gewählte Wörter und

Satzstrukturen systematisch Menschen ausgrenzen. Im weiteren Verlauf möchte ich gerne auf ein paar Teilbereiche dieser Ausgrenzung eingehen und den klassistischen Charakter darlegen.

Häufig sind Schüler/innen und Studierende aus nicht akademischen Familien von indirekter sprachlicher Diskriminierung, also Klassismus betroffen. Gerade auf deutschen Gymnasien leiden viele Jugendliche aus nicht-akademischen Familien unter dem elitären Selbstbild von einigen Mitschülern und Lehrkräften. Auch wenn ein gutes Sprachniveau an Gymnasien gelehrt und gemeinsam erarbeitet werden soll, verwenden einige Lehrer/innen Fachbegriffe und Fremdwörter, die für die Erläuterung oder Erklärung eines Themas nicht nötig sind. Es schafft lediglich eine Distanz zu den Schülern/innen, die aufgrund ihrer sozialen Herkunft nicht jedes eingedeutschte Wort, jede Metapher oder jeden Fachbegriff kennen. Wörter nicht zu kennen und der Lehrkraft nicht mehr folgen zu können, entmutigt und schüchtert ein. Aus Angst von anderen Mitschülern ausgelacht zu werden, trauen sich viele nicht nachzufragen.

Die Rechtfertigung „Es handle sich um ein Sprachniveau, welches die Schüler/innen beherrschen müssten, wenn sie auf ein Gymnasium wollen“ mag zwar theoretisch plausibel sein, jedoch wird oft verkannt, dass wissenschaftliche Sprache und



ein angemessenes Sprachniveau sich nicht durch die Anzahl von Fremd- und Fachwörtern auszeichnen, sondern durch plausible Wahl der Wörter und begründete Aussagen.

Ein weiteres Problem ist, dass sich viele Begriffe in den alltäglichen Sprachgebrauch vieler Menschen integriert haben, die klassistisch sind. Diese sind im Gegensatz zu Beleidigungen längerfristig diskriminierend.

Mit der Einführung von Hartz 4 war Arbeitslosigkeit noch einmal mehr in den öffentlichen Fokus geraten und wurde diskutiert. Es war immer häufiger nicht mehr die Rede vom Arbeitslosen oder Arbeitssuchenden, sondern von Hartz-4-Empfängern. Es wurde nicht mehr das Bild eines (Arbeits-)Suchenden, der Unterstützung bekommt, geschaffen, sondern das eines Empfängers, der etwas bekommt.

Ein weiteres Beispiel ist die Beschreibung von ökonomisch-schwachen Schichten. Hierbei ist nämlich von sozial-schwachen die Rede. Ganz so, als habe Sozialkompetenz etwas mit dem Einkommen oder dem sozialen Status einer Person zu tun.

Es gibt noch viele Bereiche der Kommunikation und Sprache, in denen man Klassismus findet

oder zumindest Tendenzen feststellen kann, jedoch würde eine analytischere Auseinandersetzung meinerseits den Rahmen dieses Artikels und meiner Kompetenzen sprengen. Ich hoffe, dass ich mit meinem kurzen Anriss des Themengebietes plausibel erklären konnte, wie Klassismus durch Sprache stattfindet, in den allgemeinen Sprachgebrauch vieler schon integriert ist, und dass Sprache gezielt eingesetzt wird.



PROF. DR. ISTINKTION

*Über eine Form exkludierender professoraler Selbstinszenierung. Von **Blome**.*

Das Diversity-Konzept findet seit einigen Jahren immer stärker Einzug in verschiedene Institutionen. So wurde auch an der hiesigen Universität, beginnend mit einem Diskussionspapier in den frühen 2010er Jahren, Diversity verstärkt diskutiert und ansatzweise institutionell implementiert. Die Studierendenschaft, und damit deren Lebenswelten, hat sich durch die steigenden Studierendenzahlen diversifiziert, obgleich damit keinesfalls soziale Ungleichheiten abgebaut wurden.

Anzunehmen wäre, dass SoziologInnen hinsichtlich verschiedener Ungleichheitsdimensionen in besonderem Maße sensibilisiert sind. Schließlich verfügt die Ungleichheitsforschung über eine beträchtliche disziplinäre Tradition. Zwar sind die Wissensbestände der Soziologie in vergleichsweise geringem Maße kanonisiert, nichtsdestoweniger beinhaltet dieser Kanon diverse Werke der Ungleichheitssoziologie (Gerhards 2014). Von dieser, vermutlich naiven, Annahme einer höheren Sensibilisierung von SoziologInnen ausgehend, haben mich deren Distinktionspraktiken besonders irritiert. Wir wissen zwar, dass sich Distinktionspraktiken vornehmlich unbewusst vollziehen, gerade WissenschaftlerInnen aber wird ein höheres Reflexionsvermögen attribuiert.

Distinguieren kann man sich in unterschiedlicher Weise. Deshalb greife ich zwei Beispiele distin-

guierender Praktiken von ProfessorInnen aus Universitätsveranstaltungen auf, um die von mir empfundene Irritation zu veranschaulichen. Die Darstellungen bleiben auf einer recht abstrakten Ebene, weil nicht die Rekonstruktion einer spezifischen Situation zentral sein soll, die möglicherweise mit der nicht beabsichtigten Identifikation konkreter Personen einhergehen könnte. So lässt sich das erste Beispiel kurz zusammenfassen. Wir sitzen in einer Vorlesung, in welcher eine methodische Vorgehensweise thematisiert wird, deren Urheber ein französischer Wissenschaftler ist. Die projizierten Folien werden referiert. Anschließend zitiert die vortragende Person mehrere Sätze auf Französisch, ohne das Zitierte zu übersetzen oder anderweitig zum thematisieren. In einer anderen Veranstaltung beschreibt der oder die ProfessorIn unterschiedliche Fragetechniken. Um eine spezifische Fragetechnik zu veranschaulichen zieht die Person Beispiele aus der „Hochkultur“ heran. Diese Beispiele werden, beinahe in Form eines Exkurses, detailliert rezipiert und die vermeintliche Selbstverständlichkeit deren Kenntnis nahegelegt über die mehrfache Wiederholung dessen, dass alle diese Werke ja kennen würden.

Beide Situationen befremden mich aus einem ähnlichen Grund. Dadurch, dass ProfessorInnen die Verfügbarkeit über spezifische Wissensbestände der „legitimen Kultur“ voraussetzen, ex-

kludieren sie diejenigen Personen, welche diese Wissensbestände nicht teilen – in einem Kontext deren professionelle Sachbezogenheit sich auf die Soziologie beziehen sollte. Evident ist dies am Beispiel der Zitation französischsprachiger Texte. Durch die ausbleibende Übersetzung respektive Kontextualisierung des Französischen, werde ich auf einer basalen, der kommunikativen, Ebene exkludiert. So beschränken sich meine Französischkenntnisse auf einige Wortfetzen die als Relikte eines vergleichsweise kurzen und wenig ambitionierten Französischunterrichts übriggeblieben sind. Während das Zitieren des Englischen, als globaler Wissenschaftssprache, Plausibilität beanspruchen kann, gilt dies nicht für andere Fremdsprachen in der Soziologie.

Exkludierend wirkt auch die Exemplifikation inhaltlicher Aspekte anhand der Zitation vermeintlicher Klassiker der Literatur. Diejenigen die über diese Wissensbestände nicht verfügen, können den Ausführungen nicht folgen. Die repetitive Kommunikation, dass man als Student über dieses Wissen verfügen würde, vermag dazu zu führen, dass das Nicht-Wissen des vermeintlich Selbstverständlichen zu einem Gefühl von Befremdung und Unterlegenheit führt. Während meiner Schulzeit bin ich mit den konkreten, hier nicht benannten, Klassikern nicht in Berührung gekommen. Der von uns examinierte und mir in

Erinnerung gebliebene Literaturkorpus umfasst – neben den vermutlich als Klassiker geltenden Frühlingserwachen – Bücher über Mobbing, Mädchengangs auf St. Pauli und Massenmorde im bayerischen Wald.

Eine diversifizierte Studierendenschaft zu unterrichten und deren unterschiedlichen Ansprüchen gerecht zu werden, ist sicherlich ein anspruchsvolles Unterfangen. Mit einer steigenden Vielfalt an Studierenden geht zudem die Fragmentierung geteilter Wissensbestände einher. So wie aber beispielsweise die stereotype Darstellung von Frauen in Übungsfällen und Klausuren der Justizausbildung (Schweigler 2014) entbehrlich ist, so ist auch die Bezugnahme auf über die professionelle Sachbezogenheit hinausgehende Wissensbestände der Hochkultur reine Makulatur. ●

Literatur:

Gerhards, Jürgen 2014.

Top Ten Soziologie, in:

Soziologie, 43, 3, S. 313-321.

Schweigler, Daniela 2014.

Das Frauenbild in der bayerischen Justizausbildung, in: Deutsche Richterzeitung, 52-55.

DISKRIMINIERUNGSHIERARCHISCHE ANTIDISKRIMINIERUNGSPRAXIS IN DER STUDENTISCHEN SELBSTVERWALTUNG?

Ich bin ein sogenanntes Arbeiterkind und studiere derzeit an der Philipps-Universität Marburg einen gesellschaftswissenschaftlichen Studiengang. Im Folgenden möchte ich ein Ereignis aus meiner Perspektive skizzieren, welches sich meiner Meinung nach auf "diskriminierungshierarchische Antidiskriminierungspraxis" (Andreas Kemper) in der studentischen Selbstverwaltung zurückführen lässt.

Was meint diskriminierungshierarchische Antidiskriminierungspraxis, so wie ich es verstehe? Jene diskriminierten Gruppen, die sich in teilweise jahrzehntelangen Auseinandersetzungen mit Staat und Gesellschaft bereits bestimmte Rechte und Freiheitsräume erkämpft haben, zeigen sich möglicherweise an der einen oder anderen Stelle skeptisch, wenn weniger etablierte Gruppen auf Grundlage struktureller und institutioneller Benachteiligungen Ansprüche stellen. Ansprüche, sich selbst organisieren zu dürfen, mit notwendigen Ressourcen ausgestattet zu werden, lautstark auf die Benachteiligungen aufmerksam zu machen, Barrieren abzubauen, ...

Der folgende sinngemäß wiedergegebene Satz zeigt meiner Meinung nach die Berechtigung der Idee einer existierenden Diskriminierungshierarchie, zumindest im Klassismus-Kontext: „Ja, Menschen werden aufgrund ihrer sozialen Herkunft

an der Hochschule diskriminiert, aber das reicht wahrscheinlich erst mal nicht für das Recht auf eine autonome Selbstorganisation (Autonomes Referat), weil die anderen Diskriminierungsformen viel direkter und umfassender wirken.“ So oder so ähnlich habe ich es im Rahmen meiner Aktivitäten schon häufiger von Vertreter*innen der Marburger Hochschulpolitik gehört. Da stellt sich für mich unweigerlich die Frage: Gibt es so etwas wie eine Diskriminierungsskala von 1-10 und erst ab 8 dürfen sich Arbeiter*innenkinder an Universitäten selbst organisieren? Wer definiert das? Wer besitzt die Deutungshoheit über diese Skala, die scheinbar in einigen Köpfen zu existieren scheint? Jetzt lässt sich argumentieren, dass Frauen, Homosexuelle und Migrant*innen von körperlichen Übergriffen bedroht sind. Für Eltern-Kind-Referate kann dieses Argument meiner Meinung nach aber nicht gelten. Vielleicht übersehe ich ja auch was bei meinen Überlegungen?

Jetzt aber zu meinem eigentlichen Erfahrungsbericht aus der Fachschaftenkonferenz (FSK). Wie zu Beginn einer neuen Legislaturperiode üblich, sollte am 02.11.2017 im Rahmen der konstituierenden Sitzung vier neue FSK-Vorständ*innen an der Uni Marburg gewählt werden. Bevor aber eine Wahl stattfinden konnte, brauchte es zunächst Kandidat*innen, die sich zur Wahl stellen. Neben dem allgemeinen und für alle Student*innen zugängli-

chen Nominierungsverfahren, hat sich außerdem die wichtige Praxis eines Frauenplenums etabliert.

Warum ist ein Frauenplenum wichtig? Männer, deren biologisches und soziales Geschlecht übereinstimmt (Cis-Männer), verhalten sich häufig dominant. Das drückt sich z.B. in einer bestimmten Form des Diskussionsverhaltens oder in wiederkehrenden Aufgabenbereichen/zugeschriebenen Kompetenzen aus. Auf der strukturellen Ebene (Gesetze, Traditionen, Gewohnheiten etc.) wird diese Dominanz aufrecht erhalten oder sogar noch verstärkt. Ein Frauenplenum schafft insofern einen Raum der möglichst frei von männlichem Dominanzverhalten ist. Anders gesagt: Die noch immer bestehende Machtstruktur Sexismus kann in solch einem Freiheitsraum durchbrochen werden.

Während nun also das Frauenplenum der FSK lief, warteten all jene, die nicht daran teilnehmen wollten oder konnten etwa 30 Minuten vor dem Sitzungssaal. Ich tauschte mich mit einigen anderen über den Sinn und Zweck solcher gruppenbezogenen Plena aus. Zu der Zeit belegte ich ein Seminar mit dem Titel „Race, Class, Gender“, in welchem mir der Klassismusbegriff und damit die Diskriminierung aufgrund der sozialen Herkunft erstmals so richtig ins Bewusstsein drang. Anderen war der Begriff schon länger geläufig und so

kamen wir in unserer Diskussion zu der Frage, ob und warum es keine Bestrebungen anderer Gruppen gibt, ein solches Plenum einzufordern.

Häufig stellen benachteiligte Gruppen auch eine Minderheit dar, sodass es rein zahlenmäßig vielleicht wenig sinnvoll wäre ein Plenum einzuberufen bzw. die Wahrscheinlichkeit der Nachfrage nach einem solchen Plenum gering ausfallen dürfte. Ähnlich wie weibliche Studierende können demgegenüber Studierende mit nicht-akademischer Bildungsherkunft an deutschen Universitäten auf eine vergleichsweise große Teilgesamtheit verweisen (42% in 2017). Wieso aber könnte ein Arbeiter*innenkinderplenum in einem hochschulpolitischen Gremium überhaupt von qualitativer Bedeutung sein? Was war die Überlegung hinter unserem Vorgehen?

Wir haben dabei schlicht an das häufig fehlende akademische Selbstverständnis von Arbeiter*innenkindern gedacht, welches oft mit Unsicherheiten und mangelndem Selbstvertrauen innerhalb der akademisch geprägten Institution Universität einhergeht. Insbesondere die Hochschulpolitik (also auch die studentische Selbstverwaltung) scheint mit ihrer Sprache, ihren Geschäftsordnungen, Satzungen und Gepflogenheiten (z.B. wortreiche Diskussionsbeiträge, die bis ins absurde zelebriert werden, Performance über Inhalte) nicht





unbedingt den einfachsten Zugang für sogenannte Arbeiter*innenkinder anzubieten.

Plötzlich stand da sozusagen dieser Elefant im Raum. Sollten wir ein Arbeiter*innenkinderplenum einfordern? Einfach so? Aus dem Nichts? Wir waren größtenteils absolute Neulinge in der FSK, weder vernetzt noch hatten wir wirklich Ahnung, wie man einen formal korrekten Antrag stellt. Wir hielten in der Pause nach dem Frauenplenum kurz Rücksprache mit den Fachschaftsvertreterinnen unseres Studiengangs und entschieden uns erst mal abzuwarten, ob ggf. sowieso weitere Plena einberufen werden würden. Als dies nicht der Fall war und zur Tagesordnung zurückgekehrt werden sollte, meldete sich dann tatsächlich jemand aus unserer Fachschaft und fragte, ob nicht noch weitere Sonderplena für andere strukturell benachteiligte Gruppen geplant seien, worauf die Gesprächsleitung fragend erwiderte, an welches Sonderplenum denn dabei gedacht werde. Als er zunächst verallgemeinernd einige marginalisierte Gruppen als Beispiele aufzählte, unterbrach ihn die Sitzungsleitung und forderte, einen mündlichen Antrag für eine Gruppe zu formulieren, der sich der Antragssteller zuordnen könne. Parallel zu dieser Unterhaltung stieg der Geräuschpegel im Saal langsam an. Als dann schließlich der Antrag auf ein Arbeiter*innenkinderplenum gestellt wurde, ertönten plötzlich laute Zwischenrufe „Der

schlachtet den Schutzraum der Frauen aus“, war aus einer der ersten Reihen zu vernehmen. Eine zweite Person rief: „Das kann ja nicht wahr sein!“ Eine FSK-Vorständin, schrie den Antragssteller und die ihm nahestehenden Personen an: „Ihr studiert die Scheiße doch!“ Es begannen einige Menschen zu weinen. Eine weitere Frau erhob sich, beschimpfte den Antragssteller, stürmte aus dem Saal und schlug mit Wucht die Tür zu. Die sich überschlagenden Ereignisse waren offensichtlich für die meisten im Saal erst mal ein Schock – vor allem für den Antragssteller. Die Kombination aus „Hilflosigkeit, Angst, Verwirrung und Ohnmacht“ habe er seitdem nicht mehr empfunden, meinte er erst kürzlich zu mir. Im Folgenden war nicht klar, wie mit dem Antrag verfahren werden sollte. Einige riefen: „Lasst es uns einfach machen!“ Jemand warf die Frage auf, ob Fachschaftsvertreter*innen mit akademischer Herkunft überhaupt über diesen Antrag befinden könnten. Es folgten chaotische Minuten und schließlich wurde entschieden, dass alle Student*innen mit akademischer Herkunft den Saal zu verlassen haben, was auch geschah. Nach den fast schon tumultartigen Szenen, welche dieser Entscheidung vorausgegangen waren, stellte sich für mich die Frage, inwieweit das Arbeiter*innenkinderplenum nun als Plattform für weitere Diskussionen hinsichtlich seiner Existenzberechtigung erhalten muss, statt sich mit möglichen Kandidaturen

zu beschäftigen. Wie ich erwartet hatte, ging es im Plenum inhaltlich größtenteils um die Frage der Diskriminierung an sich. Zu Beginn gab es eine Wortmeldung einer Studentin: „Also ich finde es richtig gut, dass wir das jetzt so machen, denn als Frau habe ich mich noch nie diskriminiert gefühlt, aber als Kind von Arbeitern.“ Daraufhin begann eine andere Frau zu weinen. Sie rief, dass sie ihre Herkunft nun gegen ihren Willen hätte offenlegen müssen und sie sich generell in diesem Zusammenhang gar nicht diskriminiert fühle. Anschließend verließ auch sie mit krachender Tür den Saal. Weiterhin argumentierte ein FSK-Vorsitzender, dass er ja selbst Arbeiterkind und bereits gewählter FSK-Vorstand sei. Die Leute, die Interesse an dem Amt hätten, sollten sich einfach aufstellen lassen. Eine Diskriminierung könne er nicht erkennen. Diese Argumentation von einem angehenden Sozialwissenschaftler finde ich an der Stelle übrigens besonders bemerkenswert. Das Plenum kam schließlich dann doch noch auf die eigentliche Frage nach einer Vorstandskandidatur zu sprechen. So ging aus dem Arbeiter*innenkinderplenum eine weitere Kandidatur auf den FSK-Vorsitz hervor.

Für mich ist bis heute nicht ganz klar, was da eigentlich passiert war. Gab es ein Missverständnis und wenn ja, wie ist es dazu gekommen? War die Frage nach einem Arbeiter*innenkinderple-

num einfach ungeschickt gestellt worden, weil der Antragssteller zunächst allgemein nach weiteren Plena gefragt hatte, statt direkt ein Arbeiter*innenkinderplenum zu fordern. Oder war der Antrag zur falschen Zeit gestellt worden, da dieser unangekündigt bzw. spontan direkt nach dem Frauenplenum gestellt wurde, was als Angriff auf selbiges gewertet werden kann? Oder haben die Beteiligten sich vielleicht auch einfach nur verschaukelt gefühlt, weil sie zu diesem Zeitpunkt zu wenig über Klassismus bzw. die Diskriminierung aufgrund der sozialen Herkunft im Hochschulstudium wussten und den Antrag nicht ernst genommen haben? Oder gibt es einfach offensichtliche Argumente gegen ein solches Arbeiter*innenkinderplenum, die ich, die wir damals übersehen haben? Hätte aber nicht so oder so zuallererst die Intention des Antragsstellers hinterfragt werden müssen?

Zwei Wochen nach dieser aus meiner Sicht denkwürdigen FSK war dann übrigens Andreas Kemper an der Uni Marburg als Referent geladen, was uns als Fachschaftler*innen, die wir bei der Veranstaltung breit vertreten waren, letztlich dazu veranlasste einen Arbeitskreis zum Thema Klassismus zu gründen. ●

SOFIKUS MARBURG

Im Frühjahr 2018 gründeten wir, drei Studierende der Erziehungswissenschaften, an der Philipps-Universität Marburg die Initiative für Studierende aus der Arbeiter*innenklasse (Arbeitskreis Klassismus an der Hochschule Marburg).

Mit der aus einem Studienprojekt hervorgegangenen Initiative verfolgen wir zwei allgemeine Ziele: zum einen Klassismus an der Hochschule Marburg immer wieder zum Thema in den hochschulpolitischen Gremien der Universität zu machen und zum anderen ein Bewusstsein für die Problematik bei möglichst vielen Student*innen zu schaffen. Als konkretes Ziel haben wir uns vorerst die Einberufung einer ersten Vollversammlung von Studierenden aus der Arbeiter*innenklasse gesetzt. Die ersten Aktivitäten bestanden zunächst darin, themenbezogene Informationen zu sammeln und sich entsprechend darüber auszutauschen. Außerdem vernetzten wir uns, mit gesellschaftlichen und hochschulpolitischen Akteur*innen (Gewerkschaften, Hochschulgruppen, Fachschaften, Professor*innen und wissenschaftlichen Mitarbeiter*innen). Auch der Kontakt zum bisher deutschlandweit einzigen autonomen Referat für ‚finanziell und kulturell benachteiligte Studierende‘ (fikuS) an der Uni Münster hat sich als sehr fruchtbar erwiesen. Ein erster Schritt, um die studentische Öffentlichkeit auf das Thema aufmerksam zu machen, war das Verteilen von

Infolyern. Diese bestanden aus einem allgemeinen Text zum Thema Klassismus und einigen Informationen zu unserem AK. Zu Beginn der vorlesungsfreien Zeit im Sommersemester organisierten wir dann einen Workshop mit dem Titel: „Bin ich von Klassismus betroffen? Ja_Nein_Vielleicht – Was ist eigentlich Klassismus?“ Trotz vorlesungsfreier und prüfungsintensiver Zeit kamen 21 interessierte Menschen, und auch außerhalb dieses Workshops erhielten wir viel positive Resonanz. Im Workshop selbst konnten sich die Teilnehmer*innen sowohl auf persönlicher als auch auf theoretischer Ebene mit Klassismus auseinandersetzen. Ein weiterführender Workshop ist zum kommenden Wintersemester geplant. Außerdem befindet sich ein größerer Vortrag zum Thema „Habitus-Struktur-Reflexivität“ in der Planung. Hierbei wird uns das Institut für Erziehungswissenschaften organisatorisch und finanziell unterstützen. Wir haben zudem im AstA Marburg einen Antrag auf eine Projektstelle gestellt, mit einem Volumen von knapp 2000€. Wir erhoffen uns davon bessere Vernetzungsmöglichkeiten, größere Reichweite und mehr finanzielle Mittel. Im Laufe der Zeit haben wir uns inhaltlich mit einigen grundsätzlichen Fragen auseinandersetzen müssen. Welche Symbole wollen wir nutzen? Wie gehen wir mit dem Klassismusbegriff um, wenn wir davon ausgehen müssen, dass in der breiten Masse nicht (mehr) in Klassen gedacht und von Klas-



sen gesprochen wird? Wie adressieren wir unsere Zielgruppe? Viele Student*innen mit nicht-akademischer Herkunft scheinen sich durch „Arbeiter*innenkinder“ nicht angesprochen zu fühlen. Auf diese und andere Fragen Antworten zu finden, mit denen sich alle AKler arrangieren können, ist spannend, herausfordernd und manchmal auch ziemlich unbefriedigend. Unsere bisher noch kleine Gruppe sucht weitere Mitstreiter*innen, die sich dem Thema Klassismus an der Hochschule politisch annehmen wollen, um eine Veränderung zu bewirken.

Update: Im Juni 2019 hat das Student*innenparlament der Uni Marburg die Bildung einer teilautonomen Struktur im Sinne von sozial, finanziell und kulturell benachteiligten Studierenden verabschiedet. Die erste Vollversammlung sogenannter Arbeiter*innenkinder soll am 28.10.2019 stattfinden. ●

Kontakt:

Email: SoFiKuS@asta-marburg.de

Facebook: [@SoFiKuS Marburg](https://www.facebook.com/SoFiKuSMarburg)

RECHT AUF TRAUER?!

*Klassismuskritische Perspektiven auf Trauer- und Bestattungspraktiken. Von **Francis Seeck**.*

Eine Szene in Berlin: „Parkfriedhof Neukölln: Vor den Feierhallen steht ein Notenständer mit einem Zettel, der den Ablauf der ordnungsbehördlichen Bestattung erläutert: »Beisetzungen am 24.6.2015: 10:45 Waltraud S.; 10:46 Waltraud H.; 10:47: Lieselotte F.; 10:48 Karlheinz K.; 10:49 Andreas D.« Neben dem Notenständer steht ein Bollerwagen, in dem die fünf weißen Urnen zum Grab transportiert werden. Wir gehen zur »Grünen Wiese«. Fünf ausgebuddelte Löcher, davor ist grüner Kunstrasen ausgelegt, auf der linken Seite zwei Schubkarren voll mit Erde. Um 10:45 Uhr kommt der Trauerzug, dieser besteht aus dem Friedhofsgräber und einem Trauergast“. (Seeck 2016: 25)

In der BRD gilt die Bestattungspflicht für Tote. Sie liegt bei den Erb_innen und unterhaltspflichtigen Verwandten der Verstorbenen. Dazu zählen beispielsweise in Berlin „der Ehegatte oder der Lebenspartner einer eingetragenen Lebenspartnerschaft, die volljährigen Kinder, die Eltern, die volljährigen Geschwister, die volljährigen Enkelkinder, sowie die Großeltern“ (Senatsverwaltung für Gesundheit und Soziales 2007). Die finanzielle und soziale Situation der Zugehörigen bestimmt mit, wie Tote verabschiedet und bestattet werden. Neben dem Kampf für ein gutes Leben sollten auch die Bedingungen unter denen Menschen sterben und trauern Thema ein politisches Thema sein. Aktuell werden immer mehr arme Menschen in

Deutschland, für die keine Zugehörigen die Bestattungspflicht wahrnehmen, ohne Grabstein und Namen, ohne Trauerfeiern und Blumenschmuck von Gesundheits- und Ordnungsämtern bestattet. Auch ihr Hab und Gut wird nach einigen Wochen von den Ämtern entsorgt. Diese Bestattungen nennen sich „ordnungsbehördliche Bestattungen“ oder „Bestattungen von Amts wegen“ und treffen Menschen, die keinen Bestattungsvorvertrag abgeschlossen haben und meistens relativ isoliert und in Armut sterben. Wenn das zuständige Ordnungs- oder Gesundheitsamt innerhalb von einem kurzen Zeitraum, der in der Regel sieben Tage beträgt, keine bestattungspflichtigen Angehörigen ausfindig macht, werden die Verstorbenen anonym bestattet. In Berlin werden jährlich ca. 2000 bis 2500 Menschen auf diese Art und Weise bestattet (vgl. Schäfer 2013). Insbesondere arme Menschen und Menschen, die einzelt oder abseits von ‚klassischen‘ Kleinfamilien gelebt haben, sind nach ihrem Tod von dieser staatlichen Beerdigungspraxis betroffen. Die Ausführungsvorschriften des Berliner Bestattungsgesetzes legen fest: „Kosten für eine Trauerfeier, für Redner und für die Ausschmückung der Halle darf das Bezirksamt nicht übernehmen“ (Senatsverwaltung für Gesundheit und Soziales 2007). Teilweise, wie z.B. in dem Berliner Bezirk Neukölln, finden die ordnungsbehördlichen Bestattungen monatlich als Sammelbeerdigung statt (siehe Foto). An je-

dem ersten Mittwoch im Monat werden dort Menschen im Minutentakt beerdigt. Oft wurden diese Menschen schon zu Lebzeiten durch Klassismus, Rassismus und psychosoziale Normalitätsvorstellungen marginalisiert und gesellschaftlich ausgegrenzt. Einer dieser Menschen war mein Vater Uwe Beier, der vor acht Jahren in Berlin-Neukölln verstarb. Ich erfuhr erst über eine Rechnung des Gesundheitsamtes Neukölln von seinem Tod und der ordnungsbehördlichen Beerdigung. Die Tatsache, dass die Nachlassstelle bereits alle seine persönlichen Gegenstände ‚entsorgt‘ hatte – er hat Gedichte und Geschichten geschrieben und gemalt – mit dem Hinweis diese hätten „keine Kosten gedeckt“, machten mir trauern fast unmöglich. Erst der Austausch mit anderen Angehörigen, Freund_innen von ordnungsbehördlich Bestatteten und Ehrenamtlichen von Kälteschutzeinrichtungen (Notunterkünfte für wohnungslose Menschen) machte mir klar, dass ich mit dieser Geschichte nicht alleine bin. Viele Menschen leiden unter den Bedingungen, unter denen arme Menschen, und insbesondere Menschen, die von Mehrfachdiskriminierung betroffen sind, sterben und bestattet werden. Diese Bedingungen verunmöglichen ein Recht auf Erinnerung und Trauer und verweigern den Menschen auch nach dem Tod Anerkennung.

Ordnungsbehördliche Bestattungen verstehe ich im Kontext einer zunehmenden Neoliberali-

sierung des Sterbens. Im Sinne des „Projektes Lebensende“ (Schneider, 2014, S. 130) werden Menschen aufgefordert vorzusorgen und das eigene Lebensende zu planen und zu bezahlen. 2004 wurde das Sterbegeld der gesetzlichen Krankenkassen abgeschafft, welches 1000 Euro im Todesfall bereitstellte. Menschen, die ordnungsbehördlich bestattet werden, wird vorgeworfen, sie wären dem individualisierten Vorsorgeaufruf nicht nachkommen und ihnen bzw. ihren Freund_innen wird die Schuld für die menschenunwürdige Bestattung gegeben.

Auch wenn Zugehörige die Bestattungspflicht wahrnehmen, können sich viele Menschen die Bestattung ihrer Angehörigen oder Freund_innen nicht mehr leisten. Die Zahl der Sozialbestattungen, bei denen das Sozialamt die Kosten trägt, stieg seit der Abschaffung des Sterbegeldes stark an. Im Jahre 2005 übernahmen die Behörden in Deutschland noch die Kosten von 7.695 Sozialbestattungen, 2011 waren es bereits 23.032 (vgl. Schäfer 2013). Auch hier finanzieren die Ämter meistens weder Blumenschmuck noch Trauerfeier. Laut des Diakonischen Werks haben Sozialbestattungen und ordnungsbehördlich angeordnete Bestattungen inzwischen einen Anteil von ca. zehn Prozent an allen Beisetzungen in Berlin (vgl. Diakonisches Werk Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz e.V. 2010). Welche Kosten die Kommune bei einer Sozialbestattung zahlt, kann

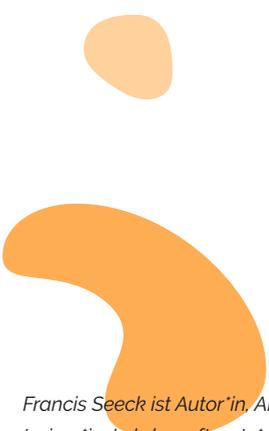


sie selbst bestimmen. So wird dann in Zeiten von knappen öffentlichen Kassen häufig bei den Sozialbeerdigungen gespart, gleichzeitig steigen jedoch die Friedhofsgebühren. Während die Sozialbehörden der Stadt Dresden bei einer Feuerbestattung für die reine Beerdigungsleistung 1450 Euro zahlen, sind es in Berlin lediglich 750 Euro.

Die Bestattungspraxis ist in Deutschland von Machtverhältnissen, insbesondere Klassismus, geprägt. Klassismus verstehe ich angelehnt an Andreas Kemper und Heike Weinbach (2009) als individuelle, institutionelle und kulturelle Diskriminierung und Unterdrückung aufgrund des tatsächlichen oder zugeschriebenen sozial- oder bildungspolitischen Status eines Menschen. So haben Erwerbslose, Arme und Wohnungslose geringe finanzielle Ressourcen und werden auf verschiedenen Ebenen diskriminiert, u.a. durch die Abwertung von Lebensweisen und die Individualisierung von Armut (ebd.: 30). Neben Klassismus sind ordnungsbehördliche Bestattungen von Heteronormativität durchzogen. So informieren Mitarbeiter_innen der Gesundheits- und Ordnungsämter Berlins ausschließlich bestattungspflichtige Angehörige über den Tod. Freundschaften und soziale Beziehungen jenseits von Herkunftsfamilie und klassischen Kleinfamilien werden nicht über den Tod des Menschen informiert.

Dieser institutionalisierte Umgang mit dem Tod führt dazu, dass nicht alle Menschen gleichermaßen betrauerbar sind. Betrauerbarkeit wird hier gesellschaftlich hergestellt und ist geprägt von Rassismus, Klassismus, Ableismus und Heteronormativität. Die Philosophin Judith Butler betont den Zusammenhang zwischen einer ungleichen Verteilung von Betrauerbarkeit und der Anerkennung des gelebten Lebens. Sie fragt: "Who counts as human? Whose lives count as lives? And finally, what makes for a grievable life?" (Butler 2004: 20).

Ich sehe es als Ausdruck einer Krise sozialer Reproduktion, dass die Schere sich zunehmend öffnet zwischen den Menschen, die sich eine sehr teure und individuelle Bestattung leisten können, und jenen, denen das Geld für die Beerdigung fehlt. Es gibt allerdings auch Menschen, die sich hier für Veränderung einsetzen: Initiativen schaffen Gräber, in denen arme Menschen würdevoll beerdigt werden, wie beispielsweise das „Grab mit vielen Namen“ in Berlin Kreuzberg. Diese Gräber und Gedenkorte schaffen alternative Trauerräume, in denen Menschen, die aufgrund von Klassismus oder anderen Machtverhältnissen diskriminiert wurden, namentlich erinnert werden. Alternative Bestatter_innen gründen gemeinnützige Netzwerke zur Förderung neuer Umgangsweisen mit Sterben, Tod und Trauer und setzen sich dabei für menschenwürdige Sozial- und ordnungsbehördliche Bestattungen ein. Bei ordnungsbehördlichen Bestattun-



gen finden Interventionen statt, allerdings auf eine weniger sichtbare Weise. Friedhofsmitarbeiter_innen öffnen heimlich Türen von Kapellen oder Feierhallen und stellen diese Trauergästen zur Verfügung, die nicht dafür zahlen können, Trauergäste legen namentliche selbstgestaltete Erinnerungstücke auf anonyme Wiesen und kommen miteinander über die Praxis der ordnungsbehördlichen Bestattungen ins Gespräch.

Die Möglichkeit namentlich und mit einer Trauerfeier beerdigt zu werden sollte nicht vom Geldbeutel des Verstorbenen oder der Angehörigen und Freund_innen abhängen. Die Art und Weise, wie Menschen bestattet werden und die Möglichkeiten ihrer Freund_innen und nahen Menschen diese zu gestalten, hat einen großen Einfluss auf ihre Möglichkeit zu trauern. Der gesellschaftliche Umgang mit Sterbenden, Toten und Trauernden die von Diskriminierung betroffen sind und wenig materielle Ressourcen zur Verfügung haben, lässt die Frage aufkommen, inwieweit eine Gesellschaft die Menschenwürde Aller achtet. Neben den Bedingungen unter denen Menschen leben, sollten wir auch die Bedingungen verändern, unter denen Menschen sterben und trauern.

Mehr dazu in dem 2017 bei Edition Assemblage erschienen Buch: „*Recht auf Trauer: Bestattungen aus machtkritischer Perspektive*“.



*Francis Seeck ist Autor*in, Antidiskriminierungstrainer*in, Lehrbeauftragte* und Doktorand*in.*

Quellen:

Butler, Judith (2004): Precarious life. The Powers of Mourning and Violence. London: Verso.

Diakonisches Werk Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz e.V. (2010): Sozialbestattung eine Handreichung für Kirchengemeinden und evangelische Friedhöfe.

Kemper, Andreas/Weinbach, Heike (2009):

Klassismus. Eine Einführung. Münster: Unrast.

Schäfer, C. (2013): Armenbegräbnisse. Ruhe sanft und billig. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 23.11.2013.

Schneider, Werner (2014): Sterbewelten. Eine Ethnographie. Wiesbaden: Springer-Verlag.

Seeck, Francis (2017): Recht auf Trauer. Münster: Edition Assemblage.

Senatsverwaltung für Gesundheit und Soziales (2007): Ausführungsvorschriften über ordnungsbehördliche Bestattungen nach § 16 Abs. 3 des Bestattungsgesetzes. url: http://www.berlin.de/sen/soziales/berliner-sozialrecht/land/av/av_ord_bestattung.html (18.2015)

PROLETEN, PÖBEL, PARASITEN

Rezension von **Minoas Andriotis**: Christian Baron: „Proleten, Pöbel, Parasiten. Warum die Linken die Arbeiter verachten.“ 12,99€. Das Neue Berlin, 2016. 288 S.

Gegen Rassismus und Sexismus protestieren viele – aber was, wenn Menschen aus der Unterschicht diskriminiert werden? Das Buch stellt diese Menschen vor, lässt sie zu Wort kommen. Es zeigt, wie und warum sie diskriminiert werden. Und was machen die Linken hier falsch?

Christian Baron ist in Armut aufgewachsen. Er beschreibt seinen Weg bis zur Promotion und seiner Redakteursstelle – sowas gelingt nur wenigen mit so einer sozialen Herkunft. Warum?

Rechte über liberale bis sozialdemokratische Politiker und Medien behaupten ja gern, dass die Menschen sich so ein Leben ausgesucht hätten oder dass sie zu faul wären. Aber Baron zeigt: Es ist schwer für Menschen aus der Unterschicht, sich durch das Bildungssystem zu boxen. Und es ist für sie selbst mit Abschluss schwer, einen gutbezahlten Job zu bekommen. Am ersten Schultag konnte er nur Dialekt und kein Hochdeutsch. Der erste Uni-Tag flößte ihm Angst ein.

Während die Mittelschicht ihre Kinder meist mit Büchern und „Hochkultur“ aufzieht, ist es schwer für Menschen mit wenig Geld und Bildungsabschlüssen, ihren Kindern eine Erziehung zu ermöglichen, wie sie es sich wünschen. Der Autor wurde nach Möglichkeiten unterstützt. So wurde ihm manchmal der Spiegel gekauft. Aber Mittel-

schichtseltern können ihren Kindern umfassend auf den Weg geben, was sie für das bürgerliche Bildungssystem brauchen. Menschen aus der Unterschicht müssen sich bei einem sozialen Aufstieg anpassen, als wären sie in die Mongolei ausgewandert.

Es braucht mehr solcher Erfahrungsberichte, die zeigen, wie schwierig es für Arbeiterkinder ist, höhere Schulabschlüsse und ein höheres Einkommen zu erreichen als ihre Eltern. Mehr solcher Erfahrungsberichte bedeuten ein besseres Verständnis, wie und warum die kapitalistische Gesellschaft uns benachteiligt. Wenn wir das verstanden haben, dann können wir das Problem an der Wurzel packen.

Politiker und Medien vermitteln häufig das Klischee des fetten, faulen Hartzers, der im Unterhemd auf der Couch Bier säuft und kalte Pizza in sich hineinstopft. Und in der Glotze? Richtig, „Unterschichtfernsehen“. Der Autor benennt die drei häufigsten Vorurteile gegen die Menschen aus der Unterschicht: 1. Sie können mit Liebe nichts anfangen und sind ständig am Vögeln. 2. Sie sind dumm (deshalb verdienen sie keine Anerkennung). 3. Die materielle Armut und die fehlende Bildung sind von den Menschen selbst gewollt und verschuldet.



Um zu zeigen, zu welcher Unmenschlichkeit solche Propaganda führt, macht Baron einen Ausflug in die Welt der Hetze gegen Erwerbslose. Hier ein Best of: Sie sollen Zwangsarbeit verdoppelt bekommen, Ratten fangen gehen, ihre Organe verkaufen, Hundescheiße von der Straße einsammeln. Sie sollen nicht wählen dürfen oder ihre Stimme soll weniger wert sein. Das sind Meinungen von Politikern und Schreibern aus dem Umfeld von Union, FDP, AfD, SPD und Grünen. Der Autor macht klar, dass diese Hetze nicht weniger schlimm ist als Rassismus.

Er zeigt auch, wie Politiker die Mittelschicht gegen Erwerbslose aufhetzen wollen. Beispiel: FDP-Koalitionsminister Christian Lindner befürwortet, dass der Hartz-IV-Satz auf 250€ gekürzt werden soll, damit man die Steuern für die Mittelschicht senken kann. Aber die Entwürdigung der Unterschicht wirkt auch als Drohung für die Mittelschicht. Also besser mitspielen, sonst kann die eigene Existenz schnell gefährdet sein.

Da Linke solche Menschenverachtung bekämpfen wollen, müssen auch sie ihr Denken auf diskriminierende Vorurteile prüfen. Man hört ja auch gern von Linken, dass BILD-Leser oder Pop-Hörer ungebildet oder blöd seien; damit gehen weitere Vorurteile einher. Erkennen, zusammenknüpfen, wegschmeißen.

Aber auch in der Wirklichkeit muss für die Würde der Menschen gekämpft werden. Die Linke muss der Propaganda entgegentreten. Sie muss dabei den Zusammenhang erkennen: Das Kapital will Billiglöhne für mehr Profit beibehalten und niedrige Steuern statt sozialer Politik – deshalb die Hetze.

So, nun zu den Linken in Deutschland! Der Autor berichtet von „Grün-Alternativen“, die ihren Lebensstil für den einzig richtigen halten und andere Lebensstile schon fast aggressiv ablehnen. Dieses Phänomen kommt hauptsächlich bei Menschen aus der Mittelschicht vor.

Diese Einstellung aber hat zwei Haken: Erstens vergraulen sie so Menschen, die eine andere Kultur gewohnt sind. Und das trifft häufig zu auf Menschen mit weniger Einkommen und niedrigeren Bildungsabschlüssen. Genau die wollen sie ja eigentlich gewinnen für eine gerechtere Politik. Zweitens glauben einige, man könnte die Welt retten, indem man nur Fair-Trade-Produkte kauft. Also Fair-Trade-Unternehmen sind toll und Arme, die sich solche Produkte nicht leisten können sind blöd? So verkennt man, dass der Kapitalismus die Umwelt systematisch zerstört – dieser ist das Problem, das beseitigt werden muss.

Baron äußert sich auch zum hotten Thema Identitätspolitik – dabei geht es um Sexismus, Ras-



sismus, Heterosexismus usw. Es gibt einige unter den Linken, die sich besonders diesem Thema widmen. Doch viele glauben, es sei schon alles gewonnen dadurch, dass niemand mehr verbal diskriminiert wird. Kommt man aus der Unterschicht, kann es gut vorkommen, dass man nicht sensibilisiert wurde für sprachliche Feinheiten wie das Gendern. Wenn man es dann mal nicht macht, kann es passieren, dass man deshalb zurechtgewiesen wird, als hätte man was verbrochen. Auch auf diese Weise vergrault man Menschen mit weniger Einkommen und niedrigeren Bildungsabschlüssen. Antirassismus und Feminismus sind wichtig, aber es muss den Menschen verständlich vermittelt werden.

Sehr wichtig ist, dass Baron betont, dass man Feminismus und Antirassismus zusammen mit der Ökonomie denken muss. Wenn keiner mehr schlecht über Menschen mit Migrationshintergrund spricht, aber sie immer noch die Scheiß-Arbeit machen müssen, dann ist man nicht weit gekommen. Außerdem macht der Autor auch darauf aufmerksam, dass viele Linke dem Neoliberalismus auf den Leim gehen, weil sie verkennen, wie Rassismus und Klassismus sich ähneln. Klassismus ist Diskriminierung und Unterdrückung von Menschen mit wenig Geld, Erwerbslosen, Obdachlosen usw.

Gegen Ende bringt Baron noch einiges an Kritik und Verbesserungsvorschlägen für Zeitungen, Theater, Film. Im Theater z.B. ist es momentan ja sehr angesagt, einen auf postmodern zu machen. Das kann praktisch heißen: Die Schauspieler unzusammenhängenden Quark kreischen zu lassen und sie währenddessen nackt über die Bühne zu jagen. Mit so was aber können die meisten Menschen nicht viel anfangen. Baron fordert nicht, die „Hochkultur“ abzuschaffen oder sie unterkomplex zu machen. Stattdessen sollten Theater zumindest die Absicht haben, Massen zu erreichen und nicht nur ihr kleines Stammpublikum. Außerdem sollen Theater und Film auch mal von Leben und Arbeiten der Arbeiterklasse handeln – wie z. B. Der Tatortreiniger.

Das Buch schließt mit der Einsicht, dass die Linke in Deutschland die Welt nicht übersichtlich genug darstellt. Die Rechtsextrem können das. Sie kanalisieren die Unzufriedenheit der Menschen und stellen einfach „Flüchtlinge“ an den Pranger. Dass hier linke Politik unzureichend ist, das führt auch zur Stärkung der AfD. Viele Menschen hätten ein Unzufriedenheitsgefühl. Dieses habe verschiedene Ursachen: den Neoliberalismus, Konkurrenzdenken bezüglich der Einwanderer, ausbleibende politische Religionskritik von links usw. Was tun also? Zunächst darf nicht jeder AfD-Wähler zum Nazi erklärt werden. Dann muss man klar-

stellen, dass Geflüchtete und Deutsche zur globalen Arbeiterklasse gehören. Selbstverständlich müssen wegen Religion diskriminierte Menschen verteidigt werden, aber Religionen nicht – diese müssen politisch kritisiert werden. Und die AfD muss man sozialpolitisch stellen, denn sie ist neo-liberal, also auf der Seite des Kapitals wie das Establishment.

Vor allem aber soll man einen linken Populismus entwickeln, sagt Baron. Er bezieht sich da auf die Politikwissenschaftlerin Chantal Mouffe. Die meint, es müsse eine klare Grenze zwischen „Volk“ und Establishment gezogen werden. In diesem Rahmen sollen einfache aber starke Forderungen gestellt werden, meint er. Sowas wie: Banken verstaatlichen! Hartz IV weg! Arbeitszeit verkürzen, Lohn behalten! Steuern für Reiche hoch! Wichtig dabei ist, dass Baron dafür plädiert, in der Opposition zu bleiben und von dort aus Druck aufzubauen. Denn linkspopulistische Projekte neigen dazu, durch die Regierungsübernahme eine Schock-Amnesie zu erleiden, was die Wahlversprechen angeht. Doch ich hätte mir hier gewünscht, dass er mehr auf soziale Kämpfe eingeht. Denn die spielen hier eine wichtige Rolle – was die Regierungen durchsetzen oder nicht (und zwar egal welche), das hängt auch von der Stärke der Menschen auf der Straße ab. Es ist wichtig, dass die Nicht-Politiker ei-

nes linkspopulistischen Projekts nicht bloß passive Bürger sind, sondern sich aktiv organisieren. Aber da würde der Autor sicher zustimmen.

Dieses Buch öffnet einem die Augen, bis es wehtut. Aber er provoziert ja auch ein bisschen, der gute Baron! Wenn man keine ähnliche soziale Herkunft hat wie der Autor, dann hilft dieses Buch sehr, das Leben des Autors und seines Umfelds zu verstehen. Aber selbst wenn man eine ähnliche Herkunft hat wie der Autor, lernt man viel Neues, denn nicht jedes Milieu ist gleich. Von Arbeitern mit Migrationsgeschichte spricht Baron kaum. Und ich habe auch nicht den Eindruck, dass er versucht, diese Menschen mit einzubegreifen in seine Story von der Arbeiterklasse. Muss er ja nicht. Aber er hätte klarer machen können, dass er nur über einen Teil der Arbeiterklasse schreibt.

Aber alles in allem: Baron hat von Vielem erzählt, was ich ähnlich erlebt habe. Und er hat diese Erfahrungen eingeordnet ins gesellschaftliche große Ganze. Das macht das Buch für mich sehr wertvoll.

Also lesen, wenn man verstehen will, um zu verändern! ●

Minoas Andriotis ist fikuS-Referent.

Wir sind ein Magazin von und für die Working Class, also für klassische Arbeiter*innen sowie für studierende- und fertig studierte Arbeiter*innenkinder. Genau so wie unsere eigenen Biografien versucht auch das Magazin, den Spagat zwischen der eigenen Herkunft und den studentisch/akademischen Milieus zu bilden, beziehungsweise sich seinen ganz eigenen Raum zu schaffen und eine ganz eigene Perspektive einzunehmen.

Hier schreiben, verwalten, entwickeln und lekturieren Arbeiter*innen und Arbeiter*innenkinder Artikel, Ideen und Möglichkeiten für uns und unsere Sichtweise der Dinge und für die interessierte Öffentlichkeit.



fikuS

Referat für finanziell und kulturell
benachteiligte Studierende

asta.ms